

ISSN 0259-7446

€ 4,80

# *medien* & *zeit*

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

Thema:  
**Versatzstücke einer  
Kommunikationsgeschichte  
der Armut**

Else Spiller und ihr Kampf  
gegen die Armut

Stellenanzeigen in der  
Lokalpublizistik während der  
Weltwirtschaftskrise 1929-1933

Medien- und Konsumwelten  
von Kindern und Jugendlichen  
in sozialen Randlagen

Generation Prekär  
im Journalismus

**1/2010**

Jahrgang 25

# medien & zeit

## Inhalt

### Worte und Taten

Die Schweizer Journalistin Else Spiller (1881-1948) und ihr Kampf gegen die Armut ..... 4  
Peter Payer

Von „Alpine-Sklaven“ zu Hausmädchen  
Stellenanzeigen in der Industrieregion Leoben-  
Donawitz während der Weltwirtschaftskrise 12  
Roland Steiner

„Meine Lieblingsbeschäftigung ist  
fernsehen und ich schlafe ab und zu  
auch gern“

Medien- und Konsumwelten von Kindern und  
Jugendlichen in sozialen Randlagen ..... 28  
Beate Großegger

### Generation Prekär

Empirische Annäherungen zur  
Prekarisierung im Journalismus ..... 39  
Heinz P. Wassermann

Rezensionen ..... 51

## Impressum

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung  
(AHK)“, Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim  
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

### Redaktion:

Gaby Falböck, Christian Schwarzenegger, Roland Steiner

### Lektorat & Layout:

Catherine Sark, Richard Solder, Bernd Semrad

### Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),  
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),  
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),  
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),  
Dr. Markus Behmer (München),  
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

### Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,  
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

### Erscheinungsweise:

*medien & zeit* erscheint vierteljährlich

### Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80  
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

### Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60  
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

### StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80  
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter [abo@medienundzeit.at](mailto:abo@medienundzeit.at)

### Bestellung an:

*medien & zeit*,  
Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien  
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

**ISSN 0259-7446**

## Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

### Grundlegende Richtung:

*medien & zeit* ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift  
für historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum  
für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete  
Auseinandersetzung über Theorien, Methoden und  
Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für  
historische Kommunikationsforschung (AHK)“,  
Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

### Vorstand des AHK:

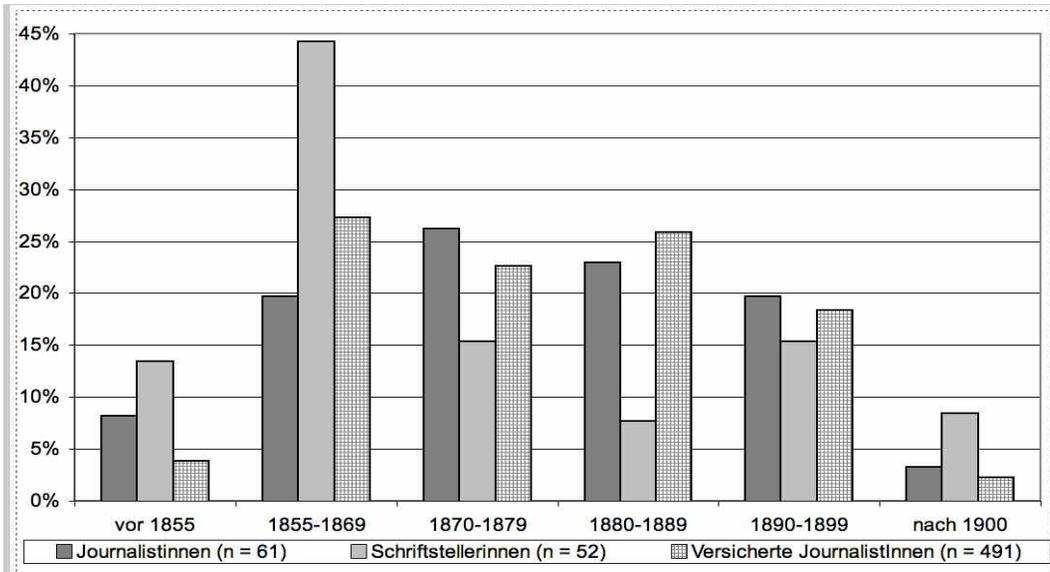
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann),  
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),  
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),  
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),  
Mag. Christian Schwarzenegger (Geschäftsführer-Stv.),  
Mag. Gisela Säckl (Schriftführer),  
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),  
Mag. Marion Linger (Kassierin),  
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

## Errata Jahrgang 24 (2009)

Bereits in Heft 1 schlich sich ein Fehler auf dem Titelblatt ein. Aus dem Wort Aufmerksamkeit wurde dabei die „Ausmerksamkeit“. Auch wenn sich der Fehler als durchaus passende Kommentierung für die an Auslassungen sehr reiche Gedächtnispolitik und medialen Umgang mit Erinnerungskultur eignen würde, bedauern wir das Missgeschick. Der Titel muss korrekt natürlich „Logiken medialer Aufmerksamkeit“ lauten.

Gesamtstatistik (vgl. Tabelle 2) um 1 nach unten ab.“ Die richtige Abbildung 2 finden Sie untenstehend.

Den gravierendsten Fehler gab es jedoch beim Aufsatz von Wolfgang Gippert. In seinem Beitrag über „Kulturimperialistische Agitationen der deutschen Journalistin Leonore Nießen-Deiters im frühen 20. Jahrhundert“ wurde aus dem Titel „Pioniere unseres Volkstums“ im Druck „Pioniere unseres Volkssturms“. Dies hat Wolfgang Gip-



In Heft 3 wurde dem Beitrag von Josef Seethaler und Christian Oggolder unrecht getan. Auf Seite 14 fand sich statt Abbildung 2 noch einmal die bereits zuvor zu sehende Abbildung 1. Dafür war allerdings die Legende zu Abbildung 2 doppelt vorhanden, sie fand sich nämlich auch noch einmal unter Tabelle 4, auf derselben Seite. Die richtige Legende zu Tabelle 4 muss lauten:

„Tabelle 4: Altersgruppen der angestellten RedakteurInnen in Österreich: 1934

Quellen: Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934. Wien 1935. Die Gesamtzahl für Männer weicht gegenüber der in der

perts Beitrag fälschlich mit dem Jargon des Nationalsozialismus aufgeladen und inhaltlich grob fahrlässig anders konnotiert, als dies dem Text entspricht.

In Heft 4 wurde schließlich der letzte Satz des Aufsatzes von Jens Ruchatz um die beschließenden Worte beschnitten. Der letzte Satz lautet korrekt: „Und diese ist in einer industriellen Gesellschaft sinnvollerweise selbst eine Form von Industrialisierung der Produktion symbolischer Kommunikation.“

Mit Bedauern für die Errata, die Herausgeber

## Editorial

Die Europäische Union, deren Konzeption als Inklusionsprojekt trotz ausschließender Definitionsmacht seit den letzten zehn Jahren stärker betont wird, hat anno 2000 über den Europäischen Rat den Beschluss gefasst, das heurige Jahr der Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung zu widmen. Dies scheint bereits publizistische Wirkung zeitig zu haben: Qualitätsmedien wie *Die Zeit* oder *Der Standard* widmeten sich auch in Form von Reportagen des Themas, *Pressure Groups* verstärkten ihr Lobbying just zu einer Zeit, in der ganze Volkswirtschaften unter der Wirtschaftskrise zu kollabieren drohten. Nicht nur das Wirtschaftswachstum soll binnen zehn Jahren ein nachhaltiges werden, auch eine soziale Nachhaltigkeit soll erreicht werden: So stehen Frauen, Kinder, Zuwanderer und ethnische Minderheiten wie auch körperlich Beeinträchtigte im Fokus – also genau jene Populationssegmente, die in Armutsstatistiken weit oben rangieren.

Wie Armut in Medien ein Gesicht gegeben wurde, durch welche manifesten Kommunikationsinhalte sich auf gesellschaftliche Armutsverhältnisse rück-schließen lässt, welche Rollen Medien und deren Konsum im Leben von Armutsbetroffenen einnehmen und wie es den medialen Mittlern von Armut ergeht: Diesen Fragen widmet sich diese Ausgabe anhand einzelner Kristallisationsmomente. Es sind Versatzstücke einer Kommunikationsgeschichte von Armut die *medien&zeit* in historischer Erstreckung von 1900 bis heute aufblendet. Wie eine engagierte Journalistin und spätere Fürsorge-Unternehmerin in Zürich, dem Schweizer Brennpunkt des Diskurses über Armut, sich diesem Phänomen annahm, beleuchtet der Wiener Historiker und Stadtforscher Peter Payer. Ihm ist es auch zu verdanken, dass Else Spillers Reportagensammlung *Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte* neu herausgegeben wurde. Bereits zur vorletzten Jahrhundertwende zeigte die unermüdliche Aufklärerin Spiller (1881-1948) auf, wie individuellen und kollektiven Zwangslagen zu begegnen wäre: mit sozialpolitischer Tatkraft ohne Scheuklappen sowie im Journalistischen über eine „kritische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, Neugierde und Anteilnahme am Leben anderer Menschen.“

Die publizistische Anteilnahme am bisweilen fatalistisch gedeuteten Status von Arbeitslosen während der Weltwirtschaftskrise 1929-1933 untersucht Roland Steiner in seinem Beitrag „Von ‚Alpine-Sklaven‘ zu Hausmädchen“ ebenso wie deren Möglichkeiten, wieder in den Arbeitsmarkt

inkludiert zu werden. Eingedenk der häufigen Gleichsetzung von Wien mit Österreich analysiert er die Lokalpublizistik der überdurchschnittlich betroffenen Industrieregion Leoben-Donawitz in der Steiermark nach medial-partizipatorischen Diskursanteilen und Stellenanzeigen, auf die bereits der Ideologienkampf um die „Volkswirtschaft“ einwirkte. Soviel sei an dieser Stelle bereits verraten: Die Verlagerung des Arbeitsmarktes in private Haushalte war bereits damals gängige Praxis.

Beate Großegger, Leiterin des in Wien beheimateten Instituts für Jugendkulturforschung – *jugendkultur at*, zeigt in ihrem lebensweltlich perspektivierten, aufrüttelnden Beitrag die Medien- und Konsumwelten von Kindern und Jugendlichen in sozialen Randlagen auf. Diese qualitative Grundlagenstudie führt uns auf der Basis von 42 problemzentrierten Interviews mit 6-22-Jährigen und ihren Eltern drastisch vor Augen, wie diese exklusionsgefährdeten Gruppen eines „abgehängten Prekariats“ ihren Alltag meistern. Exklusion, oftmals in generationeller Abfolge, hat weit reichende Folgen hinsichtlich der Identität des Einzelnen: Individuelle Konstitutions- wie interpersonelle Sozialitätsbedingungen werden durch die Markierung von Grenzen der Zugehörigkeit und Teilhabe sowie durch Prozesse der Schließung bzw. Öffnung von Zugängen zu materiellen, sozialen, kulturellen und politischen Ressourcen mitbestimmt.

Man könnte es ein Paradoxon nennen, dass diejenigen, welche die Etikettierungen „Generation Praktikum“ und „Generation Prekariat“ vorantreiben, just von diesen Phänomenen betroffen sind. Diesem journalistischen Prekariat war Heinz P. Wassermann auf der Spur: Er führte mit Teilnehmern am Lehrgang „Journalismus und Unternehmenskommunikation“ der steirischen Fachhochschule JOANNEUM mittels Leitfadeninterviews und Online-Befragung ein Forschungsprojekt durch. Immerhin 265 Journalisten gewährten über Fragebögen Einblick in ihre Beschäftigungs- und Einkommensverhältnisse, ihren Bildungsstatus sowie ihre Jobperspektiven.

Der EU-Initiative für die armutsbetroffenen und -gefährdeten Gruppen wünschen *medien&zeit* mehr Durchsetzungskraft als dem „Europäischen Jahr des jungen Kraftfahrers“ (1995) und Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, eine anregende Lektüre,

GABY FALBÖCK

CHRISTIAN SCHWARZENEGGER

ROLAND STEINER

# Worte und Taten

## Die Schweizer Journalistin Else Spiller (1881–1948) und ihr Kampf gegen die Armut

Peter Payer

*Das Arme und Elende tastete sich zu mir heran.*  
(Else Spiller, 1911)

Geboren am 1. Oktober 1881 in dem kleinen Ort Seen bei Winterthur, wuchs Else Spiller in einem klassischen Arbeitermilieu auf: Ihre Mutter war Fabrikarbeiterin, ihr Vater Monteur in einer Maschinenfabrik. Spiller besuchte die Volksschule des Ortes und entdeckte schon bald ihre Liebe zur Literatur, wenn auch mit anfänglichen Schwierigkeiten, wie sie sich Jahre später erinnerte:

*[...] das Stillsitzen bedeutete für mich eine Pein und die Buchstaben standen sehr fremd vor mir. Die erste Fibel war mir ein Greuel! Aber dann ging mir auf einmal das Verständnis für die Buchstaben auf und ich wurde als Kind eine Leserratte.<sup>1</sup>*

Im Jahr 1889 übersiedelte sie gemeinsam mit ihren beiden Brüdern, ihrer Mutter und ihrem Stiefvater – ihr leiblicher Vater war inzwischen gestorben – nach Zürich, wo sie weiter die Schule besuchte. Hier trat sie im Alter von 17 Jahren, angetrieben durch die finanzielle Not der Familie, ins Erwerbsleben ein. Sie erhielt eine Anstellung in einer Papierhandlung, der bald darauf Saisonarbeiten in den Hotels von Pontresina und St. Moritz folgten. Eine wichtige soziale Erfahrung, erfuhr Spiller hier doch erstmals hautnah die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen der Eleganz und dem Luxus der Hotelgäste und dem mühevollen 17-Stunden-Arbeitsalltag der Angestellten.

Zurück in Zürich nahm sie erneut die Arbeit in der Papierhandlung auf, daneben begann sie mit ersten journalistischen Versuchen. Die *Schweizer Hauszeitung* druckte ihren ersten Artikel *Einen Spaziergang im Engadin* ab, andere lokale Zeitungen zeigten sich ebenfalls an ihren Schreibarbeiten interessiert. Spillers zentrales Thema war das Alltagsleben in der Stadt, namentlich in ihrem

unmittelbaren Wohnort, weshalb die regelmäßig erscheinenden Artikel unter dem Titel *Zürcherbriefe* herauskamen.

Auf der Suche nach Themen gelangte Spiller auch in das von der Heilsarmee betriebene Nachtsyl in Zürich-Aussersihl. Tief ergriffen von der Armut und Not der dort aufgenommenen Menschen, spürte sie „wie verschieden dieses Leben hinter den Coulissen [sic!] von dem Leben, das ich bis jetzt gekannt, war“.<sup>2</sup> In mehreren Artikeln berichtete sie über die bislang verborgenen „Nachtseiten des Lebens“, geleitet von einem ehrlichen aufklärerischen Impetus: „Es lag mir viel mehr daran, das Leben zu schildern, wie es wirklich war; diejenigen, die es besser hatten, darauf aufmerksam zu machen, wieviele im Schatten stehen müssen.“<sup>3</sup>

Der Führungsetage der Heilsarmee, die 1880 in London gegründet worden war und sich rasch europaweit ausbreitete, blieben die engagierten Berichte der jungen Journalistin nicht verborgen und so wurde Spiller auch weiterhin zur Berichterstattung über einschlägige Veranstaltungen herangezogen. Und sie erweiterte beständig ihr Portfolio: Neben Sozialreportagen schrieb sie bald auch Reiseschilderungen und Theaterkritiken.

### Journalistischer Aufstieg

Im Jahr 1904 trat Spiller in das Büro des Verlegers und Druckers Jean Frey ein, der sie zur weiteren journalistischen Tätigkeit ermunterte. Artikel für die angesehene *Schweizer Wochenzeitung* und für die *Bürgerzeitung* entstanden, mühevoll erarbeitet in den wenigen freien Stunden neben der regulären Büroarbeit:

*Wie oft trug ich meine Artikel um Mitternacht in den Briefkasten, damit sie andern Morgens in der Redaktion sein konnten. Müdigkeit konnte ich glücklicherweise nicht; ein Topf Tee auf meinem kleinen Schreibtisch im Schlafzimmer musste für die nötige Anregung sorgen.<sup>4</sup>*

<sup>1</sup> Züblin-Spiller, Else: *Aus meinem Leben. Erinnerungen*. Zürich 1929, S. 6. Zur Biographie vgl. Oswald, Suzanne: *Else Züblin-Spiller*. Bern 1968.

<sup>2</sup> Züblin-Spiller, *Aus meinem Leben*, S. 20.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd., S. 21f.

Daneben intensivierte sich auch der Kontakt zur Heilsarmee, für die Spiller nun auch offiziell den Pressedienst übernahm. Sie bereitete die Veranstaltungen und Tourneen des damaligen Leiters in der Schweiz, Kommissär Mac Alonan, vor und lernte auch William Booth, den englischen Gründer der Heilsarmee, kennen. Mehrere Male interviewte sie den bereits hochbetagten, schon zu Lebzeiten legendären englischen General.

Die Geschichte dieser Vereinigung, mit der Spiller inzwischen bestens vertraut war – ohne je offizielles Mitglied zu sein –, sollte dann auch ihre erste Buchveröffentlichung werden: Im Jahr 1909 kam *Was ist, was will, was tut die Heilsarmee?* heraus, das erste umfassende deutschsprachige Werk über die Gründung und Tätigkeit der Heilsarmee. Das Buch war ein derartiger Erfolg, dass schon nach wenigen Wochen eine zweite Auflage erschien. Die europaweite Tätigkeit der Heilsarmee beschrieb sie sodann zwei Jahre später in *Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte* – ein Werk, das ebenfalls sogleich auf großes Interesse stieß und innerhalb kürzester Zeit drei Auflagen erlebte. 1913 schließlich folgte das letzte Werk zum Thema: *Von der Not des Lebens* beschrieb nun speziell das Wirken der Heilsarmee in der Schweiz.<sup>5</sup>

Mit der ersten Buchveröffentlichung begann die literarisch produktivste Phase im Leben der noch nicht ganz 30-jährigen Autorin, angetrieben nicht zuletzt durch einschneidende private Veränderungen. 1908 war sie durch den Tod des Stiefvaters zur alleinigen Familienerhalterin geworden, ein Jahr später starb ihre Schwägerin und Spiller nahm die vier Kinder ihres Bruders bei sich auf. Gemeinsam mit ihrer Mutter hatte sie künftig eine sechsköpfige Familie zu ernähren.

Oft war sie gezwungen, die halbe Nacht hindurch zu schreiben. Die geschickte und professionelle Verwertung der Texte wurde ihr zur Überlebensstrategie:

*[...] alle meine Arbeiten wurden angenommen und bezahlt. Wenn besondere Ausgaben vor uns standen, dann suchte ich meine kleinen Geschichten zusammen und verkaufte sie als Zweitdruck und das Geldbrünnlein begann wieder zu fließen [sic].<sup>6</sup>*

Der Erfolg blieb nicht aus. Im Frühjahr 1909 konnte Spiller erstmals einen Artikel in der renommierten *Neuen Zürcher Zeitung* publizieren, die sodann auch jene Serie von Erlebnisberichten bringen sollte, die dem Buch *Slums* zu Grunde lagen.

Das Jahr 1911 brachte endlich auch eine entscheidende Verbesserung ihrer ökonomischen Situation. Jean Frey nahm Else Spiller offiziell in das Redaktionsteam der *Schweizerischen Wochenzeitung* auf, womit sie – wie nicht ohne Stolz im eigenen Blatt verlautbart – „zur ersten Redakteurin einer politischen Zeitung in der Schweiz“ wurde.<sup>7</sup> Als hauptberufliche Journalistin konnte sie nun erstmals problemlos ihre Familie ernähren und endlich den beengten Wohnverhältnissen in Zürich entkommen. Noch im Herbst desselben Jahres übersiedelte sie ins nahegelegene Dorf Kilchberg, wo sie mit ihrer Familie fortan ein eigenes Haus bewohnte.



Abb. 1: Else Spiller als junge Journalistin, um 1913<sup>8</sup>

Neben ihrer Tätigkeit für den Frey Verlag fand die unermüdlich schreibende Spiller noch Zeit für andere Auftraggeber. Bahngesellschaften und Verkehrsvereine, die die Alpen touristisch zu erschließen begannen, bestellten Artikel bei ihr, sodass sie sich schon bald einen Namen als Reiseschriftstellerin machte. Um 1910 veröffentlichte sie für den Verkehrsverein Uri den Führer *Amsteg und das Maderanerthal*. Im Auftrag der neu eröffneten Berninabahn – damals die höchste Adhäsion-

<sup>5</sup> Spiller, Else: *Was ist, was will, was tut die Heilsarmee?* Bern 1909; Dies.: *Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte*. Aarau-Leipzig-Wien 1911; Dies.: *Von der Not des Lebens. Bilder aus der Wirksamkeit der Heilsarmee*. Zürich 1913.

<sup>6</sup> Züblin-Spiller, *Aus meinem Leben*, S. 27.

<sup>7</sup> Ebd., S. 32.

<sup>8</sup> Schnyder, Moia: *Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit. Else Züblin-Spiller, Susanne Orelli-Rinderknecht*. Zürich 1973, S 71.

onsbahn Europas – schrieb sie die Reiseführer *Berninazauber vom Engadin ins Veltlin* (1913) sowie *Über die Bernina nach Mailand* (1914). Kurz darauf folgte ein zweibändiges Werk über die neue Furkabahn.<sup>9</sup>

Mit ihrer Nebentätigkeit, zu der ab 1912 auch die redaktionelle Leitung der in Luzern erscheinenden *Schweizer Hauszeitung* gehörte, war sie schon bald derart erfolgreich, dass sie ihre Anstellung beim Frey Verlag auf die Hälfte reduzieren musste. Alles in allem hatte sie nunmehr als Journalistin, wie sie sich voll Stolz erinnerte, eine bemerkenswerte Karriere gemacht: „Mein Lebensschifflein war nun im besten Fahrwasser. Ich hatte genügend befriedigende Arbeit [...]“<sup>10</sup>

## Reise in die Slums

Dass Armut und Elend ein spezifisches großstädtisches Phänomen darstellen, damit wurde Else Spiller erstmals bei einem Besuch der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien konfrontiert. Im Sommer 1906 hielt sie sich vierzehn Tage lang in der Stadt auf. Den Prater zu besuchen, das dortige Großspektakel „Venedig in Wien“ kennenzulernen, all das hatte sie geplant, als sie durch den zufälligen Anblick eines Kindersarges und eines Krankenhauses, in das arme und verletzte Kinder gingen, auf den Boden der Realität geholt wurde. „Da war es mir, als sei ein Reif auf meine Freude gefallen und die Sonne nicht mehr so hell schiene als vordem.“<sup>11</sup> Unfreiwillig hatte Spiller einen Blick hinter die Kulissen des mondänen Großstadtlebens getan, dessen Ambivalenz zwischen Schein und Wirklichkeit sie innerlich zutiefst bewegte.

Das expandierende Wien mit seinen fast zwei Millionen Einwohnern offenbarte seine drastischen sozialen Gegensätze, die vor allem in den proletarisch geprägten Vorstädten und Vororten zu Tage traten. Genauere Beschreibungen der Elendsbedingungen lieferte Spiller bei diesem wie auch bei ihren späteren Wienbesuchen keine,

dennoch kam dem Aufenthalt in Wien der Verdienst zu, ihr die enorme Verbreitung von Not und Elend erst richtig bewusst gemacht zu haben. In ihren Memoiren stellte sie rückblickend fest, dass ihr damals besonders klar wurde, „dass neben Glück und Freude viel Traurigkeit wohnt“. Wien habe ihre „Blicke geweitet“ und sie entscheidend für die sozialen Verhältnisse in der Großstadt sensibilisiert.<sup>12</sup>

Diese Verhältnisse auch in anderen Metropolen Europas persönlich kennenzulernen, das gelang ihr in den folgenden vier Jahren mit Hilfe der Heilsarmee, die mittlerweile in vielen europäischen Städten Stützpunkte betrieb. Ihre Mitglieder führten Spiller sukzessive in die ausgedehnten Slums von London, Paris, Amsterdam, Kopenhagen, Hamburg oder Berlin ein. Dabei begegnete Spiller ein harter Kontrast zwischen dem mondänen Großstadtleben in den Innenstädten und den

oft gleich nebenan gelegenen dunklen Seitengassen und Hinterhöfen mit ihren in Schmutz und Armut lebenden Bewohnern. Besonders die „Riesenstadt“ London machte auf Spiller

„Da war es mir, als sei ein Reif auf meine Freude gefallen und die Sonne nicht mehr so hell schiene als vordem.“

einen gewaltigen Eindruck: „Wohl nirgends in der Welt treten die Gegensätze von Reichtum und Armut so krass an die Öffentlichkeit wie in Englands Metropole“, stellt sie in ihrem Buch *Slums* fest.<sup>13</sup> Mitleidvoll registriert sie die auf engstem Raum lebenden Bewohner von Whitechapel, ihre Krankheiten und Probleme, die stickigen Zimmer und die verbreitete Heimarbeit wie das mühsame Anfertigen von Zündholzschachteln, dessen Erlös kaum für das Nötigste reichte.

*Da ist vor allem Frau Sorge zu Hause. Hier trägt sie ein unsäglich abstoßendes Gewand, und fast scheint es mir ein Wagnis, hineinschauen zu wollen in das Meer von Not und Elend, das die Wellen hier zusammenschlägt. Was nützt im Grunde genommen all' unser Entsetzen vor der Fülle der Traurigkeit, die mit jedem Schritt auf diesem Pflaster uns entgegentritt und mit hohlen Augen um Linderung fleht. Hier hilft weder ein*

<sup>9</sup> Spiller, Else: *Amsteg und das Maderanerthal. Wanderbilder*. Amsteg o.J. (um 1910); Dies.: *Bernina-Zauber vom Engadin ins Veltlin. Fahrten mit der Berninabahn*. Zürich 1913; Dies.: *Über die Bernina nach Mailand*. Frankfurt/Main 1914; Dies.: *Die Furkabahn*. 2 Bde., Zürich 1914/15.

<sup>10</sup> Züblin-Spiller, *Aus meinem Leben*, S. 36.

<sup>11</sup> Spiller, *Slums*, S. 10.

<sup>12</sup> Züblin-Spiller, *Aus meinem Leben*, S. 22. Zur Entdeckung der Slums in Europas und Amerikas Großstädten vgl. Schwarz, Werner Michael / Szeless, Margarethe / Wögenstein, Lisa (Hrsg.): *Ganz unten. Die Entdeckung des Elends – Wien, Berlin, London, Paris, New York*. Ausstellungskatalog zur 338. Sonderausstellung des Wien Museums. Wien 2007.

<sup>13</sup> Spiller, *Slums*, S. 41.

*bloßes Erbarmen noch eine gedankenlose Geldspende, die in dem Schlund der Armenviertel verschwindet. Da kann nur derjenige helfen, welcher sein eigenes Leben opfert.*<sup>14</sup>

Die Infrastruktur der Heilsarmee war in diesem Viertel besonders dicht. So besuchte Spiller auf ihren Rundgängen u.a. Nachtasyle für Männer und Frauen, Arbeiter-Werkstätten, Mädchenheime, Wöchnerinnenhäuser, Trinkerheilstätten und Asyle für entlassene Sträflinge. Dabei wurde ihr auch die von der Heilsarmee vertretene Ideologie der Arbeit vorgestellt, die man als wertvolle Teilnahme am gesellschaftlichen Leben sah und daher in den Heimen wo immer möglich förderte. Else Spiller schätzte diese positive Einstellung zu Produktivität und Eigenverantwortung, die – so die Hoffnung – vor dem sozialen Abstieg bewahrt. Jahre später sollte sie selbst Ähnliches beim Aufbau von Wohlfahrtseinrichtungen für Soldaten und Arbeiter praktizieren.

Ähnlich drastische Eindrücke empfing Spiller in Hamburg, dessen rasantes Wachstum Ende des 19. Jahrhunderts zu enormen hygienischen Problemen vor allem in den Altstadtbereichen geführt hatte. So hatte schon Robert Koch, renommierter Mediziner und Entdecker des Choleraerregers, apodiktisch festgestellt: „In keiner anderen Stadt habe ich solche ungesunden Wohnungen, Pesthöhlen und Brutstätten angetroffen“.<sup>15</sup>

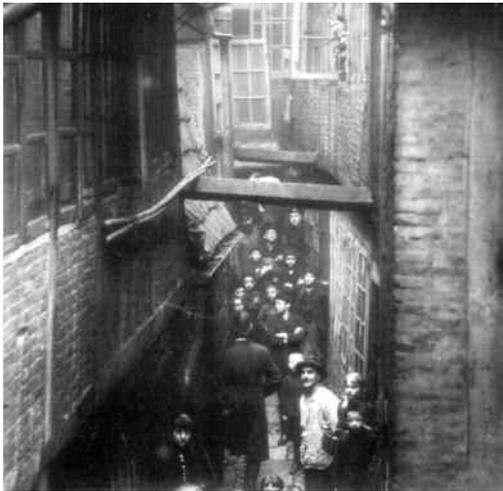


Abb. 2: Hamburger Altstadt, um 1900<sup>16</sup>

Die Dramatik des Wohnungselends erschütterte auch Else Spiller, die in Hamburg ganz deutlich erkannte, dass „die soziale Frage zum grossen [sic!] Teil mit der Wohnungsfrage verknüpft ist.“<sup>17</sup> Wie in den anderen Städten wurde sie auch hier von einer „Salutistin“ geführt und wie sonst auch hatte sie sich als Angehörige der Heilsarmee verkleidet. Es war das Mittel der Camouflage, das ihr den gefahrlosen Zutritt in die Slums ermöglichte. Im Schutz der blauen Uniform konnte sie auch ein kleines Abenteuer wagen: den Besuch eines „Verbrecherkellers“ [im Sinne von Spelunke, P.P].

*Ich hatte mein Kleid gegen eine Heilsarmee-Uniform vertauscht, der Hallelujah-Hut verdeckte meine Haare. Längst habe ich einsehen gelernt, dass nichts besser schützt, als das blaue einfache Kleid, deren Trägerinnen den Menschen in den Verbrecherkellern lieb und vertraut sind. Noch nie hat man von einer Unbill gehört, die Salutisten hier widerfahren wäre.*<sup>18</sup>

Während andere Großstadtforscher – wie die bekannten Wiener Journalisten Max Winter oder Emil Kläger – in das „Elendkostüm“ schlüpfen und sich als Obdachlose oder Strotter verkleiden und dabei die Slumbewohner mehr oder weniger bewusst karikierten, setzte Spiller auf die Kraft der Uniform und bewahrte sich so eine gewisse Distanz zu ihren „Forschungsobjekten“. Dies drückt sich auch auf der Ebene der Sprache aus, die sie von diesen keineswegs übernahm, wie es Winter oder Kläger taten, die gezielt Begriffe der Umgangs- und Gaunersprache in ihren Berichten wiedergaben. Auch dass Spiller eine Führerin in Anspruch nahm, kann als Mittel der Distanzbewahrung verstanden werden. Wobei Hilfeleistungen durch Mittelsmänner und mit dem Milieu vertraute Personen generell sehr häufig waren. Die Großstadtforscher seien denn auch richtigerweise, wie der Historiker Siegfried Mattl betont, mehr als Mediatoren des Elends zu bezeichnen, denn als dessen primäre „Entdecker“.<sup>19</sup> Die Uniformierung hatte für Spiller nicht zuletzt den Vorteil, von regionalen „Dresscodes“ unabhängig zu sein, war doch der Anblick von Mitgliedern der Heilsarmee in fast allen europäischen Städten eine vertraute Erscheinung im Straßenbild.

<sup>14</sup> Ebd., S. 41.

<sup>15</sup> Zit. nach Maschule, Dittmar / Mischer, Olaf / Sywottek, Arnold (Hrsg.): *Macht Stadt krank? Vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit*. Hamburg 1996, S. 103.

<sup>16</sup> Magistrat der Stadt Hamburg (Hrsg.): *Von der Hammaburg zur Hafencity*. Hamburg 2005, S. 8.

<sup>17</sup> Spiller, *Slums*, S. 132.

<sup>18</sup> Ebd., S. 133f.

<sup>19</sup> Mattl, Siegfried: *Das wirkliche Leben. Elend als Stimulationskraft der Sicherheitsgesellschaft. Überlegungen zu den Werken Max Winters und Emil Klägers*. In: Schwarz / Szeless / Wögenstein, *Ganz unten*, S. 113.

Ihre gesammelten Beobachtungen und Eindrücke schrieb Spiller in *Slums* nieder, ein Buch, das sie als aufrüttelnden Appell an das „Verantwortlichkeitsgefühl“ der Mitmenschen verstanden wissen wollte und als Plädoyer für tatkräftige Unterstützung im Kampf gegen Not und Elend in einer sonst so „grossrednerischen [sic!] Zeit“. Große Worte, die in ihrer Lauterkeit und Schlichtheit viele beeindruckten. So schrieb die Schweizer Schriftstellerin Hedwig Bleuler-Waser:

*Eine junge Dame macht Reisen in moderne Großstädte, schleppt aber weder einen grösseren [sic!] Hut noch engere Röcke nach Haus; statt der Tandgeschenke aus den Schaufenstern der Paradedrassen [sic!] bringt sie nicht nur ihren Angehörigen, sondern all' denen, die hören und sehen mögen, ihre Beobachtungen mit aus Hintergassen und Armeleutkasernen, Arbeitshäusern und Nachtasylen. [...] Nicht Reporterpflichtschuldigkeit war es, die sie trieb, auch nicht Sensationslüsternheit, sondern einfaches, menschliches Mitgefühl, das ihren schlichten Bericht durchwärmt.<sup>20</sup>*



Abb. 3: *Slums*, Cover der 2. Auflage, 1911<sup>21</sup>

## Frauen im Kampf gegen die Armut

Mit ihrem tatkräftigen Engagement gehörte Else Spiller zu jenen emanzipierten Frauen, denen die Aufklärung über Armut und Elend zur moralischen und gesellschaftlichen Pflicht geworden war. Im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen diskutierten sie die soziale Frage aber stets gemeinsam mit der Geschlechterfrage. Als Schriftstellerinnen, Journalistinnen oder Künstlerinnen versuchten sie mit ihren Mitteln die Öffentlichkeit zu sensibilisieren für jene Welt des Elends, die sich vor den Augen der Wohlstandsgesellschaft ausbreitete.

In der Schweiz avancierte Zürich – als größte Agglomeration des Landes<sup>22</sup> – zum Brennpunkt des Armutsdiskurses. Hier entstand eine breite gesellschaftliche Bewegung, die sich für Sauberkeit, Sitte und Ordnung einsetzte und den Kampf gegen Alkoholismus und Prostitution aufnahm. Nicht wenige Mitglieder dieser Bewegung waren Frauen, wie die erwähnte Hedwig Bleuler-Waser (1869-1940), die 1900 den „Schweizerischen Bund abstinenten Frauen“ gründete, oder Susanna Orelli-Rinderknecht (1845–1939), eine der führenden Persönlichkeiten im „Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften“.<sup>23</sup>

Es war dieses soziale und ideologische Umfeld, das Else Spiller prägte und ihr – wie auch den anderen – die etwas abschätzig Bezeichnung „Sittlichkeitsdame“ einbrachte. Wie sehr der Alkohol das Leben eines Menschen zerstören konnte, hatte sie hautnah am Beispiel ihres Bruders erfahren, der zeitlebens mit Alkoholproblemen kämpfte und ihr nicht zuletzt deswegen seine Kinder überlassen hatte. Ihre Meinung dazu war apodiktisch:

*Das ist die schreckliche Erfahrung, die wir in allen Ländern machen. Ueberall [sic!] wird der Alkohol als Trostspender angesehen und geliebt und er allein ist doch für dieses Volk der Elendbringer.<sup>24</sup>*

<sup>20</sup> Spiller, *Slums*, S. 5. Zur Rezeption des Werkes vgl. Spiller, Else: *Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte*. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort von Peter Payer. Wien 2008, S. 168-171.

<sup>21</sup> Privatbesitz Peter Payer.

<sup>22</sup> Die Bevölkerungszahl stieg durch Eingemeindungen von rund 28.000 (1888) auf 107.000 (1893) und 313.000

(1934).

<sup>23</sup> Vgl. dazu Schnyder, *Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit*, Trechsel, Rolf: *Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. Lausanne 1990. In der Schweiz waren um 1900 an die 60.000 Personen in Abstinenzvereinen engagiert.

<sup>24</sup> Spiller, *Slums*, S. 29.

Mit besonderem Interesse hatte sie daher auch jene Trinkerheilstätten besucht, die die Heilsarmee in London führte.

Immer wieder vermengte sie ihre Armutsberichte mit Fragen der Moral und des Anstandes. Vor allem die weite Verbreitung der Prostitution empörte sie stets aufs Neue, dieser „weisse [sic] Sklavenhandel“, dem sie in London, Berlin oder Hamburg begegnete. Wobei Spiller die Ursachen für dieses Problem durchaus differenziert sah und die Männer nicht von ihrer Verantwortung freisprach:

*[...] warum trifft der Vorwurf immer in erster Linie die Frauen, die doch immer die Schande, und zum Schlusse das Elend haben, warum rufen wir nicht den eleganten Männern, die mit Menschenleben spielen, ein Halt zu! Und in allen Ländern dasselbe Bild, da ein wenig roher, dort in seidnen Kleidern, überall aber geschminkt mit Lüge, angetan mit Not.<sup>25</sup>*

Wenngleich Spiller in vielen gesellschaftlichen Fragen eine eher konservative Haltung einnahm, so vertrat sie in emanzipatorischen Dingen durchaus moderne Ansichten. Frauen und Männer sollten die gleichen Rechte und Pflichten haben, dafür plädierte sie vehement, ganz der Programmatik der Heilsarmee entsprechend. Auch die geringere Entlohnung von Frauenarbeit klagte sie an, wenngleich sie in ihrem Rollenverständnis durchaus auch stereotyp blieb. So sprach sie den Männern geringeren Ordnungssinn zu und attestierte ihnen, dass sie durchwegs keine „Nadelkünstler“ wären und meist Schaufel und Hacke leichter handhaben würden als die feine Nähnaedel.<sup>26</sup>

Auch die Frage der Kinderfürsorge sah Spiller eher als Aufgabe der Frauen. Die Not der Kinder bedrückte sie in besonderem Maße, und letztlich war es der Anblick von kranken Kindern in Wien gewesen, der sie dazu veranlasst hatte, sich näher mit den sozialen Verhältnissen in den Großstädten zu beschäftigen. Mit tiefer Anteilnahme registrierte sie die große Zahl an obdachlosen Kindern in London, die verbreitete Kinderarbeit, aber auch jenen festlichen Kinderhilfsfest, der 1910 in Kopenhagen abgehalten wurde. In Zürich organisierte Spiller sogleich einen ähnlichen Kindertag – mit großem Erfolg. In den Jahren 1911 und 1913 brachte die Hilfsaktion jeweils mehr als 140.000 Franken an Spendengeldern ein.<sup>27</sup>

<sup>25</sup> Ebd., S. 40.

<sup>26</sup> Ebd., S. 18.

<sup>27</sup> Züblin-Spiller, *Aus meinem Leben*, S. 34f.

## Unternehmerin mit sozialem Gewissen

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs unterbrach Spillers journalistische Laufbahn. Die Unterstützung der an der Schweizer Grenze stationierten Soldaten, die unter elenden Bedingungen ihren Dienst versahen, wurde für sie zum Gebot der Stunde: „Die Arbeit am Redaktionstisch befriedigte mich nicht, denn ich fühlte, dass man jetzt Taten und keine Worte brauchte.“<sup>28</sup>

Energie und Willensstärke hatte sie schon bei ihrer Arbeit als Journalistin bewiesen, und so gründete sie 1914 gemeinsam mit Sympathisantinnen den „Schweizer Verband Soldatenwohl“. Mit Hilfe der Armeeführung galt es nunmehr, Maßnahmen zu ergreifen gegen die schlechten Unterkünfte vieler Soldaten, ihre mangelnde Verpflegung und den hohen Alkoholkonsum. Spillers Ziel war es, spezielle „Soldatenstuben“ zu errichten, wohnliche Unterkünfte, in denen man die Männer mit alkoholfreien Getränken und gesundem Essen versorgen konnte. Gegen die Last der Langeweile sollten Bücher, Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung stehen.

Bereits im November 1914 konnten die ersten Soldatenstuben in Bassecourt und Glovelier eröffnet werden, zahlreiche weitere folgten. Mit organisatorischem Geschick und klugem „Networking“ gelang es Spiller, Verbündete für ihr Projekt zu gewinnen. So hatte der Verband zu Weihnachten 1914 bereits dreißig Soldatenstuben eingerichtet – ein durchschlagender Erfolg. Zwar erwies sich die Suche nach geeigneten Lokalitäten, nach Personal, vor allem aber die Finanzierung mitunter als äußerst schwierig, letztlich konnten jedoch bis 1920 in allen Gegenden der Schweiz an die tausend Soldatenstuben eingerichtet werden, wobei rund 180 davon gleichzeitig in Verwendung standen. Rund 15 Millionen Männer wurden auf diese Weise versorgt, eine beachtliche soziale Leistung, wie denn auch der Schlussbericht des Verbandes betonte, der hinwies auf „den zweifellos großen, durch Hunderte von Zuschriften bezeugten Segen, der von den Soldatenstuben ausging“.<sup>29</sup>

Angesichts eines derartigen Erfolges wurde das Konzept auch nach dem Krieg in Form von „Arbeiterstuben“ weitergeführt. Wie zuvor die Soldaten hatten auch die Arbeiter und Arbeiterinnen in der Fabrik zumeist keine adäquaten

<sup>28</sup> Ebd., S. 37.

<sup>29</sup> Zit. nach Schnyder, *Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit*, S. 62.



Abb. 4: „Soldatenstube“ in einer Kirche, Werbefoto, um 1915<sup>30</sup>

*Der Schweizer Verband Volksdienst strebt die soziale Verständigung an. Er fördert die industrielle Wohlfahrt durch Führung des Betriebes industrieller Wohlfahrtseinrichtungen, vornehmlich von Arbeiterstuben, sowie durch den Austausch der Erfahrungen der Industrie auf diesem Gebiet und durch die Pflege eines fortschrittlichen sozialen Geistes. Der Volksdienst stellt sich dabei weder auf die Arbeitgeber- noch auf die Arbeitnehmerseite, er bleibt politisch und konfessionell absolut neutral.<sup>31</sup>*

Küchen und Essräume, ihre Verpflegung stellte die Unternehmer nicht selten vor große Probleme. Hinzu kam häufig ein Misstrauen der Belegschaft, die betriebsinterne Wohlfahrtseinrichtungen nicht selten als Mittel zur Stärkung der Abhängigkeit vom Unternehmen interpretierte. So lag es nahe, den Aufbau von Verpflegungseinrichtungen einer außenstehenden Trägerorganisation zu übertragen. Else Spiller nahm sich bereitwillig dieser Aufgabe an, hatte sie doch schon zuvor ihr Organisationsgeschick auf diesem Gebiet bewiesen – und auch ihr ausgeprägtes Gespür für die Vermittlung zwischen den sozialen Klassen. Angeregt durch zahlreiche Gespräche mit Unternehmern, die sie auf einer USA-Reise bei der Besichtigung moderner Wohlfahrtseinrichtungen kennengelernt hatte, gehörte es zu ihren Grundüberzeugungen, dass die Lösung der Probleme nicht im Klassenkampf, sondern in der Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu finden sei. Brücken zu bauen und zu erkennen, dass beide Seiten einander brauchten, wurde fortan ihr wichtigstes Credo.

Schon im Jänner 1918 eröffnete die erste „Arbeiterstube“ mit dazugehöriger Werksküche in der Maschinenfabrik Gebrüder Bühler in Uzwil; bis 1919 vergrößerte sich ihre Zahl auf dreißig. Als Trägerorganisation wurde 1920 der „Schweizer Verband Volksdienst“ ins Leben gerufen, dessen Zielsetzungen deutlich die Handschrift Spillers trugen:

Die nun in immer größerer Zahl errichteten Werkskantinen boten – in der Zeit der Wirtschaftskrise doppelt bedeutsam – gesunde und nahrhafte Mahlzeiten sowie alkoholfreie Getränke an. Die Essräume wurden wohnlich eingerichtet, enthielten bequeme Stühle anstelle der sonst üblichen Bänke, PorzellanGeschirr statt Blechteller und als Dekoration Blumen- und Bilderschmuck. Bisweilen schlossen sich Gesellschaftsräume an, die auch Nicht-Werksangehörigen offenstanden.

Else Spiller avancierte zur erfolgreichen Unternehmerin, die den Verband mit Umsicht leitete und dessen Agenda beständig vergrößerte. Die wachsende Zahl ihrer Angestellten (1920: 102,



Abb. 5: Werksküche der Fa. Bühler in Uzwil, 1918<sup>32</sup>

<sup>30</sup> Schnyder, *Zwei Pionierinnen der Volksgesundheit*, S. 74.

<sup>31</sup> Ebd., S. 89.

<sup>32</sup> Oswald, Suzanne: *Else Züblin-Spiller*. Bern 1968, S. 56.

1925: 264)<sup>33</sup> führte sie für damalige Verhältnisse mit durchaus modernen Managementmethoden. So gab sie u.a. eine Personalzeitung heraus, und die Angestellten konnten regelmäßig an Weiterbildungskursen teilnehmen. Für die Betreuung der Arbeiter und vor allem Arbeiterinnen organisierte sie Nähnachmittage, Mütterabende und Kurse für sparsames Haushalten. Oberstes Gebot war dabei stets die Erziehung zur Wirtschaftlichkeit und zur Selbsthilfe.

Im Jahre 1938 betrieb der Verband bereits 150 Kantinen, Wohlfahrtshäuser und Speiseanstalten und ein Dutzend Fürsorgeanstalten für Arbeiterfamilien.<sup>34</sup> Die Führung des rasch expandierenden Unternehmens war für Else Spiller, die im Dezember 1920 den Arzt Dr. Ernst Züblin geheiratet hatte, zur Lebensaufgabe geworden.

In all den Jahren fand sie weiter Zeit zu publizieren. Noch während des Ersten Weltkrieges hatte sie ein Werk über die „Soldatenstuben“ veröffentlicht<sup>35</sup>, in der Zwischenkriegszeit waren die unterschiedlichen Modelle an Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ihr bevorzugtes Thema, die sie u.a. in den Vereinigten Staaten studiert hatte.<sup>36</sup> Über ihr eigenes Leben, das zunehmend im Blickpunkt der Öffentlichkeit stand, veröffentlichte sie im

Alter von 48 Jahren ihre Memoiren sowie gesammelte Eindrücke von Reisen nach England und Holland.<sup>37</sup>

Mit klarem Blick auf die sozialen Verhältnisse und konsequentem Führungsstil – Charaktereigenschaften, die ihr schon zu Lebzeiten die Beinamen „Soldatenmutter“, „Fürsorgerin“ oder „Generalin“ einbrachten – leitete sie den „Schweizer Verband Volksdienst“ bis nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Schweiz war der Verband mittlerweile zu einem wichtigen sozialen und wirtschaftlichen Faktor geworden: 1948 umfasste er insgesamt 172 Betriebe, 1.500 Angestellte verpflegten täglich 50.000 Menschen.<sup>38</sup>

Anerkannt und für ihr Lebenswerk hochgeehrt (1936 Alfred-Binet-Preis, 1941 Ehrendoktorat der Universität Zürich) starb

Else Züblin-Spiller am 11. April 1948 in Zürich. Journalistin war sie zeitlebens geblieben. Auch wenn sich später ihr beruflicher Schwerpunkt verschoben hatte und sie zuletzt nur mehr sporadisch publizierte<sup>39</sup>, so verkörperte sie doch klassische journalistische Tugenden: kritische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, Neugierde und Anteilnahme am Leben anderer Menschen.

**Else Züblin-Spiller verkörperte klassische journalistische Tugenden: kritische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, Neugierde und Anteilnahme am Leben anderer Menschen.**

### Peter PAYER (1962)

MMag. Dr. phil., Historiker, Stadtforscher und Ausstellungskurator, Bereichsleiter im Technischen Museum Wien. Zahlreiche Publikationen zur Stadt-, Alltags- und Sinnesgeschichte, zuletzt Neuherausgabe von *Else Spiller: Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte* (2008) und *Julius Rodenberg: Wiener Sommertage* (2009). Website: [www.stadt-forschung.at](http://www.stadt-forschung.at)

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Wahlen, Hermann: *Else Züblin-Spiller. Die Soldatenmutter*. In: Ders.: *Frauenwirken – Frauensegnen*. Bern 1971, S. 131.

<sup>35</sup> Spiller, Else: *Aus unseren Soldatenstuben*. Zürich 1916.

<sup>36</sup> Spiller, Else: *Industrielle Fürsorge*. In: *Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit*. Heft 2/1923, ; Dies.: *Aus der praktischen Arbeit des Schweizer Verbandes Volksdienst*. In: *Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit*. Heft 8/1923, S. 211-227; Dies.: *Tagebuchblätter aus einer Studienreise nach Nord-Amerika*. Kilchberg-Zürich 1920.

<sup>37</sup> Züblin-Spiller, Else: *Aus meinem Leben. Erinnerungen*. Zürich 1929; Dies.: *Ferienerinnerungen aus England und Holland*. Zürich o.J. (um 1930).

<sup>38</sup> Im Jahr 1976 organisierte sich der „Schweizer Verband Volksdienst“ neu: Er benannte sich in „SV-Service“ um und expandierte in der Folge mit Schwerpunkt Catering auch nach Deutschland und Österreich. Heute ist das Unternehmen mit einem Umsatz von 490 Mio. Franken, 6.600 Angestellten und einem Marktanteil von 50 Prozent der größte Caterer in der Schweiz. ([www.sv-group.com](http://www.sv-group.com), Zugriff am 3. Dezember 2009)

<sup>39</sup> Züblin-Spiller, Else: *Die Arbeit des „Schweizer Verband Volksdienst“*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit*. Heft 11/1941, S. 275-279; Dies.: *30 Jahre Volksdienst-Soldatenwohl*. Zürich 1945.

# Von „Alpine-Sklaven“ zu Hausmädchen

Stellenanzeigen in der Industrieregion Leoben-Donawitz während der Weltwirtschaftskrise

Roland Steiner

Am 10. Juli 1930 notiert ein 17-jähriger Donawitzer, ehe er auf die Walz bis nach Skandinavien geht, in sein Tagebuch: „Das ganze Industriezentrum Leoben leidet an Arbeitsmangel. Insbesondere in Donawitz, wo infolge der Heimweherschaft viele qualifizierte Arbeiter, die sich nicht dem Terror fügten, entlassen wurden.“<sup>1</sup> Delogierte „Ausgesteuerte“ hausten da bereits in einer Barackensiedlung am Maßenberg, an dessen Fuß sich die Betriebsleitervillen der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft (ÖAMG) ausdehnten. Auf die durch Arbeitslosigkeit induzierte Armut in der steirischen Industrieregion Leoben-Donawitz wurde auch die Internationale Vereinigung für Kinderhilfe in Genf aufmerksam, die Donawitz drei Jahre nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise neben dem anderen lokalen ÖAMG-Zentrum Eisenerz in ihr Spendenprogramm aufnahm. Laut Obfrau des Donawitzer Kindergartens hatten im April 1933 von 18.000 Einwohnern „mehr als 10.000 kein geregeltes Einkommen.“<sup>2</sup> Ab Mai befand sich die Stadt im Konkurs, mehr als 6.000 Menschen lebten von der Arbeitslosenunterstützung.<sup>3</sup> Zu diesem Zeitpunkt hatte die Ausrichtung der ÖAMG und ihrer vor Ort hergestellten *Werkszeitung* (WZ; 1926-1945) vom faschistischen Steirischen Heimatschutz (STHSCH) zur NSDAP umgeschlagen, die von ihr geförderte Unabhängige Gewerkschaft (UG) und deren gleichnamige Zeitung (1929-1931) waren zugunsten der NS-Betriebszellenorganisation fallengelassen worden. Während die medial-diskursiv dominante *Obersteirische Volkszeitung* (OVZ; 1885-1945, 1949-2008) auf ihrer ÖAMG nahen, deutschnational-

autoritären Linie und die ebenfalls in Leoben edierte *Leobener Sonntagspost* (LS; 1924-1938, 1946-1981) regierungsloyal auf ihrer arbeitgeberfreundlichen, katholischen Blattlinie beharrten, wäre es an einer oppositionellen Presse gelegen, die massiv gestiegene Arbeitslosigkeit kritisch zu thematisieren und sich der Deklassierung, Verarmung und Ausgrenzung von Arbeitslosen anzunehmen. Doch die geschwächten sozialdemokratischen Freien Gewerkschaften mussten die lokalen Arbeitermedien *Alpinepost* (1928-1930) und *Der Bergmann* (1920-1931) einstellen, die kommunistischen Betriebsblätter *Der Alpine-Sklave* (1927-1929) und *Der Rote Alpine-Arbeiter* (1929-1931) hatten, ob der ÖAMG-Schikanen, ihr Publikum kaum erreicht.

## Forschungsstand / Methodologie

Dieser Aufsatz versteht sich als Beitrag zur fachlich vernachlässigten Lokalpublizistikforschung auf der Materialebene und auf der Untersuchungsobjektebene als Analyse der nichtredaktionellen, interaktiv gedachten Textsorte „Stellenanzeige“ – mit Moser verstanden als Überbegriff für Stellengesuch wie -angebot<sup>4</sup> – hinsichtlich sozioökonomischer Parameter, der Kommunikatorenpersönlichkeitsmerkmale sowie der Exklusionsmuster am Arbeitsmarkt. Die geographische Untersuchungsdimension wurde auf wirtschaftsstatistischer Basis ob ihrer exzeptionellen innerösterreichischen Signifikanz gewählt, die zeitliche Dimension der mittels Stichproben operationalisierten diachronischen Studie wegen der bis dato höchsten Arbeitslosenquote in Österreich – im

<sup>1</sup> *Gestohlene Jugend. Die Tagebücher und Aufzeichnungen des Franz Schick 1930 bis 1933. Bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Karl Stocker.* Graz 1991, S. 29.

<sup>2</sup> Fr. Fiedler, zit. n. Silbernagel-Caloyanni, Alfred: *Die große Not in den ärmsten Gegenden und Kreisen unseres österreichischen Nachbarlandes in Massen- und in zahlreichen Einzelschicksalen.* Graz 1934, S. 8.

<sup>3</sup> *Arbeiterwille*, 14. Mai 1933; zit. n. Schiffer, Karl: *Die Linke in der steirischen Sozialdemokratie während der Ersten*

*Republik. Ein autobiographischer Bericht.* In: Hinteregger, Robert / Müller, Karl / Staudinger, Eduard (Hrsg.): *Auf dem Weg in die Freiheit. Anstöße zu einer steirischen Zeitgeschichte.* Graz 1984, S. 265.

<sup>4</sup> Moser, Hans: *Vom Agenten zum Trader – Österreichische Stellenanzeigen 1900 und heute.* In: Besch, Werner (Hrsg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag.* Frankfurt/Main [u.a.] 1990, S. 339.

Februar 1933 waren 557.000 (davon 60% unterstützte) Menschen betroffen.<sup>5</sup> Publizistikwissenschaftliche Monographien der Lokalpresse im periodikareichen Bezirk Leoben – 1929-1933 wurden hier (v.a. in der Stadt Leoben) zehn, 1934-1938 fünf legale und sieben, evtl. gar 16 illegale Blätter verlegt – müssen erst geschrieben werden.<sup>6</sup> Einen v.a. ob des Ausschlusses „linker“ Betriebszeitungen sowie der Fach- und Vereinspresse lückenhaften Überblick gibt Nora Aschacher<sup>7</sup>, bibliographische Daten der OVZ und LS legen Melischek und Seethaler bzw. Lang in ihren quantitativ-seriellen Untersuchungen<sup>8</sup> dar. Ohne ein kommunikationswissenschaftliches Instrumentarium gelangte Barbara Schleicher in ihrer minutiös gearbeiteten Dissertation<sup>9</sup> gleichwohl zu validen inhaltsanalytischen Aspektergebnissen zur WZ, zu den Zeitungen *Alpinepost* und *Bergmann* arbeiteten einzelne Beiträger in Otto Hwaletz' Sammelband *Bergmann oder Werksoldat*<sup>10</sup>. Für den vorliegenden Beitrag schien es dennoch vonnöten, eine innert des Untersuchungszeitraums systematische bibliographische sowie inhaltliche Presseanalyse vorzunehmen. Der Stellenanzeigen betreffende innerfachliche Forschungsstand ist bis dato ein marginaler: Die meisten Untersu-

### Gab es einen partizipatorischen oder anwaltschaftlichen Journalismus, der auf das Schicksal von Arbeitslosen aufmerksam machte?

chungen fanden auf dem Gebiet der Medienbranche-Berufsfelder<sup>11</sup> statt, oder konzentrierten sich auf Stellenangebote als Wertewandelanzeiger<sup>12</sup>. Sprachwissenschaftlich analysiert wurden Stellenanzeigen nach historisch perspektivierten Untersuchungen von Moser und Ortner, zuletzt etwa von Bitterlich zu Internet-Gesuchen.<sup>13</sup>

Die analyseleitende Fragestellung lautete: Welche lokalpublizistischen Möglichkeiten hatten durch Arbeitslosigkeit der ökonomischen und sozialen Exklusion preisgegebene Armutsbetroffene während der Weltwirtschaftskrise 1929-1933 in der überdurchschnittlich beeinträchtigten Industrieregion Leoben-Donawitz, a) um auf ihren individuellen Status (via partizipatorischen oder anwaltschaftlichen Journalismus) aufmerksam zu machen, bzw. b) um wieder in den Arbeitsmarkt inkludiert zu werden (via Stellengesuche/-angebote)?

Hierzu diente die an Früh angelehnte quantitative Inhaltsanalyse diagnostischen Ansatzes zur Erfassung demographischer und ökonomischer Parameter sowie der Mitteilungsintentionen, Kenntnisse und Eigenschaften der (insrierenden) Kommunikatoren<sup>14</sup>, wobei die Feststellung von Ex- und Inklusionsmustern hermeneutisch vonstatten ging. Einer qualitativen Inhaltsanalyse

<sup>5</sup> Vgl. Stiefel, Dieter: *Arbeitslosigkeit. Soziale, politische und wirtschaftliche Auswirkungen – am Beispiel Österreichs 1918-1938*. Berlin 1979, S. 29.

<sup>6</sup> Eine auf die Jahre 1933-1938 fokussierende Monographie der Obersteirischen Volkspresse hat der Verfasser erstellt (vgl. Steiner, Roland: *Die „Obersteirische Volkspresse“ (1924-1938). Ein Beispiel publizistischer und personeller Diskontinuität im österreichischen Journalismus*. Seminararbeit Wien 2008. In: <http://textfeld.ac.at/text/1355/> [7. Dezember 2009]), eine systematische Analyse der Lokalpublizistik im Austrofaschismus erfolgt im Rahmen seiner Magisterarbeit.

<sup>7</sup> Vgl. Aschacher, Nora: *Die Presse der Steiermark von 1918-31. Juli 1955*. Diss. Wien 1972, S. 73ff., S. 146.

<sup>8</sup> Vgl. Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef (Hrsg.): *Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. Band 5: 1945-1955. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998*. Frankfurt/Main 1999, S. 249f.; vgl. Dies.: *Zur Entwicklung der österreichischen Tagespresse 1938-1945*. In: Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef (Hrsg.): *Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. Band 4: 1938-1945. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der NS-Zeit*. Frankfurt/Main 2003, S. 191, S. 196; vgl. Lang, Helmut W. (Hrsg.): *Österreichische Retrospektive Bibliographie (ORBI). Reihe 2: Österreichische Zeitungen 1492-1945, Band 2: Bibliographie der österreichischen Zeitungen 1621-1945*. München 2003, S. 462; vgl. Ders.: *Österreichische Retrospektive Bibliographie (ORBI). Reihe 2: Österreichische Zeitungen 1492-1945, Band 3: Bibliographie der österreichischen Zeitungen 1621-1945*.

München 2003, S. 91.

<sup>9</sup> Vgl. Schleicher, Barbara: *Heisses Eisen. Zur Unternehmenspolitik der Österreichisch-Alpine Montangesellschaft in den Jahren 1918-1933*. Frankfurt/Main [u.a.] 1999, S. 273ff., S. 291-307.

<sup>10</sup> Vgl. Hwaletz, Otto: *Bergmann oder Werksoldat – Eisenerz als Fallbeispiel industrieller Politik. Dokumente und Analysen über die Österreichisch-Alpine Montangesellschaft in der Zwischenkriegszeit*. Graz 1984 (hier v.a.: Karl Stocker, S. 42ff.; Peter Teibenbacher, S. 148ff.; Stefan Riesenfellner, S. 243ff.).

<sup>11</sup> Vgl. etwa Fabris, Hans Heinz: *Stellenmarktanalyse in ausgewählten Fachzeitschriften*. München 1973; Jelen, Barbara: *Rekrutierung und journalistischer Stellenmarkt*. DA. München 1982; Siebert, Wilhelm: *Selbstvermarktung von Journalisten. Stellengesuche im Kontext von beruflichem Selbstverständnis und journalistischem Alltag*. Frankfurt/Main [u.a.] 1987; jüngere PR-Stellenanzeigen-Analysen diskutiert Wienand, Edith: *Public Relations als Beruf. Kritische Analyse eines aufstrebenden Kommunikationsberufs*. Wiesbaden 2003.

<sup>12</sup> Vgl. Handlos, Andrea: *Stellenanzeigen im Wertewandel. Wie Unternehmen um Mitarbeiter werben*. München 1995; Ostkamp, Antje: *Stellenanzeigen und Wertewandel dargestellt am Beispiel von Stellenanzeigen der VDI-Nachrichten im Zeitraum von 1987 bis 1989*. Diss. Pulheim/Köln 1992.

<sup>13</sup> Vgl. Moser, Vom Agenten zum Trader; Ortner, Lorelies: *Textkonstitutive Merkmale von Stellenangeboten um 1900*. In: *Deutsche Sprache*, 1/1992, S. 1-31; Bitterlich, Anna: *Busco empleo. Eine kontrastive Analyse spanischer und deutscher Stellengesuche im Internet*. DA. Salzburg, 2002.

durch Zusammenfassung nach Mayring<sup>15</sup> geschuldet, war die Jahrgangsuntersuchung der Lokalpresse diachron via Zufalls- und synchron über proportionale Stichproben (s. u.) bezüglich des Charakters und Zielpublikums, der partei-, sozial- und wirtschaftspolitischen Ausrichtungen der Medien sowie deren Thematisierung von Arbeitslosigkeit und Armut.

Von einer ursprünglich intendierten, zusätzlichen Erhebung privater Verkaufsannoncen wurde nach einer Vorerhebung abgesehen, da diese großteils von Firmen geschaltet wurden, die ihre auch im Laden gehandelten Waren feilboten. Privatpersonen, die aufgrund von Arbeitslosigkeit und Not ihr Hab und Gut zu verkaufen trachteten, agierten wohl eher – weil kostengünstiger – auf informellen Wegen, etwa indem sie „Kleidungsstücke, Schuhe, Tische, Betten, lauter Dinge, die auch der ärmste Mensch braucht“<sup>16</sup> auf Zetteln an Mauern oder Masten avisierten.

## Politik, Wirtschaft und Arbeitslosigkeit in Leoben/Donawitz 1929-1933

Laut Volkszählung wohnten 1934 in Leoben, der Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, 11.438 (1923: 11.890) und in Donawitz 16.687 (18.121) Menschen<sup>17</sup>, die politisch divergierten: Bei den Gemeinderatswahlen von 1932 erhielt die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) in Donawitz 51,2% der Stimmen (und wie zuvor das Bürgermeisteramt), die bürgerliche Wahlkoalition 35,2%, die NSDAP 8,1% und die Kommunistische Partei (KP) 5,5 %, während in Leoben, Sitz der Montanistischen Hochschule, die bürgerliche Koalition (Christlichsoziale Partei [CSP] plus deutschnationale Parteien) 39,8% der Stimmen (und wie zuvor das Bürgermeisteramt) errang, die SDAP 36,9%, die NSDAP 18,8% und die KP 4,4%.<sup>18</sup> Die erwerbstätige Bevölkerung des Bal-

lungsraums Leoben/Donawitz/Göß war wirtschaftlich großteils der Sparte Industrie und Gewerbe zugehörig (1934: 55,3%), Handel und Verkehr waren schwach (12,9%), Land- und Forstwirtschaft sehr schwach (3,7%) ausgeprägt.<sup>19</sup> Die mehrheitlich in deutschem Aktienbesitz stehende ÖAMG war mit ihrem Hüttenwerk Donawitz der größte Arbeitgeber der Region: Im Juni 1928 zählte man 4.651, Ende 1931 noch 2.000 und ein Jahr später nur mehr 800 Beschäftigte, von denen die meisten kurzarbeiteten.<sup>20</sup> Während die Arbeitslosenzahl in Graz von 1928 bis 1930 um 15% zunahm, steigerte sie sich im Bezirk Leoben um 168%!<sup>21</sup> Laut der Industriellen Bezirkskommission waren in Leoben anno 1929 im Jahresdurchschnitt 965 Arbeitslose registriert, 1930 bereits 2.331 (1.908 bezogen Arbeitslosengeld, 380 Notstandsaushilfe). In Donawitz erhielten im Mai 1932 – Polizeiangaben zufolge – 654 Personen Arbeitslosengeld und 618 Notstandsaushilfe, 497 Menschen waren ausgesteuert, und 1.271 von der ÖAMG zwangsbeurlaubte Arbeiter schienen in der Arbeitslosenstatistik gar nicht auf. Steiermarkweit wurden neben offiziell rund 49.000 Arbeitslosen noch zusätzliche 20-25% nicht erfasste Erwerbslose geortet. Und der Massenarbeitslosigkeit folgte Massenarmut: So musste etwa ein lediger Bergmann in Eisenerz 1932/1933 mit maximal 28 Schilling (ÖS.) Arbeitslosengeld und hernach mit 20 ÖS. Notstandsaushilfe pro Monat auskommen, eine vierköpfige Familie mit 50-62 ÖS. Sozialhilfe, was kaum zur Grundbedürfnissicherung reichte. 1931 und 1932 war es zu gravierenden Kürzungen der Notstandshilfe gekommen, auch hatten nur noch Familienerhalter und Ledige ab 25 Jahren nach einer Bedürftigkeitsprüfung Anspruch auf diese – nach einem Jahr wurden Notstandshilfebezieher aus dem staatlichen Sicherungssystem „ausgesteuert“ und an kommunale oder kirchliche Einrichtungen delegiert.<sup>22</sup> Nach einem Bericht vom 27. Mai 1932 litten von

<sup>14</sup> Vgl. Früh, Werner: *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*. Konstanz 2001, 5. Auflage, S. 42.

<sup>15</sup> Vgl. Mayring, Philipp: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim 2007, 9. Auflage, S. 59ff.

<sup>16</sup> Holek, Heinrich: *Elendsplakate*. In: *Der Bergmann*, 11. Mai 1930, S. 10. Kritisch anzumerken bleibt, dass zu privaten Kleinanzeiger-Verkaufsannoncen ebenfalls nur wenige kommunikationshistorische Studien existieren.

<sup>17</sup> Vgl. Bundesamt für Statistik: *Statistisches Handbuch für die Republik Österreich*. XV. Jg. Wien 1935, S. 28, Tab. II/17; vgl. Dass.: *Statistisches Handbuch für die Republik Österreich*. X. Jg. Wien 1929, S. 3, Tab. II/3. Die Abwanderung war in der Arbeitslosigkeit begründet. 1939 wurden beide Städte samt Göß zu (Groß-)Leoben vereinigt.

<sup>18</sup> Vgl. Bauer, Kurt: *Struktur und Dynamik des illegalen Nationalsozialismus in der obersteirischen Industrieregion*

*1933/1934*. DA. Wien 1998, S. 136, Zusatzabb. 5/a.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., S. 17, Abb. 2/5.

<sup>20</sup> Vgl. Kammer für Arbeiter und Angestellte Steiermarks: *Jahresbericht 1935*. Graz 1936, S. 65; vgl. Dies.: *Jahrbuch 1932*. Graz 1932, S. 23.

<sup>21</sup> Vgl. Hinteregger, Robert: *Spurensicherung zur politischen Geschichte der steirischen Arbeiterbewegung während der Ersten Republik*. In: Hinteregger, Robert / Schmidlechner, Karin / Staudinger, Eduard: *Für Freiheit, Arbeit und Recht. Die steirische Arbeiterbewegung zwischen Revolution und Faschismus (1918-1938)*. Graz 1984, S. 66.

<sup>22</sup> Vgl. Schleicher, *Heisses Eisen*, S. 410-413. 1930 kosteten in Leoben ein Kilo Rindfleisch 3,40 ÖS., ein Kilo Brot 70 Groschen, ein Kilo Kartoffeln 20 Groschen und ein Kilo Kohle rund acht Groschen (vgl. Bundesamt für Statistik: *Statistisches Handbuch für die Republik Österreich*. XI. Jg. Wien 1930, S. 140-142, Tab. XV/2).

18.000 Bewohnern der Gemeinde Donawitz knapp 8.000 Not infolge von Arbeitslosigkeit und -unfähigkeit.<sup>23</sup> Um wieder zu einem Arbeitsplatz zu gelangen, gab es neben dem offiziellen Steirischen Arbeitsnachweis (Arbeitsamt) in Leoben noch Vermittlungsstellen politischer Grundierung: auf der rechten Seite jene des STHSCH und der UG, für Katholiken jene der CSP, des Katholischen Bauernbundes und der Katholischen Frauen-Organisation<sup>24</sup>, auch die Sozialdemokratie wird höchstwahrscheinlich über Vermittlungsstellen verfügt haben.

## Journalistische Arbeitgeberallianzen: Die Werkszeitungen

Die sich an ein sehr minoritäres Klientel richtenden Vereinsmitgliederzeitschriften *Nachrichten der Burschenschaft „Leder“ Leoben*<sup>28</sup> (1.1932, 1 [Oktober]-2.1934, 13 [März]) und *Der Obersteirische Kleintierzüchter* (1.1930, 1 [1. Oktober]-3.1933, 30 [Mai]) werden – wiewohl analysiert – ob ihres exklusiven Kommunikationskreises hier nicht portraitiert, auch die erschlossene Kulturzeitschrift *Obersteirische Theaternachrichten/Neues der Woche/Kunst aus Österreich* (1.1928/29,1

	Dauer	Intervall <sup>25</sup>	Preis <sup>26</sup>	Umfang	Richtung
Der Unabhängige Gewerkschafter (UG)	15.01.1929-01.03.1931	2 x pro Monat	10 Groschen	8 Seiten	Deutschnational
Werkszeitung der ÖAMG (WZ)	01.10.1926-15.09.1939, 1939-1945	2 x pro Monat	Kostenlos für Werksangehörige, sonst 20 G.	16 Seiten	Deutschnational
Der Bergmann	01.02.1920-04.01.1931	2 x pro Monat	30 Groschen	10 Seiten	Sozialdemokratisch
Alpinepost (AP)	01.12.1928-28.03.1930	2 x pro Monat	Kostenlos für Werksangehörige, sonst 15 G.	8-16 Seiten	Sozialdemokratisch
Der Alpine-Sklave (AS)	1.1927-3.1929	Unregelmäßig	10 Groschen	6-8 Seiten	Kommunistisch
Der Rote Alpine-Arbeiter	1.1929-3.1931	Unregelmäßig	10 Groschen	6 Seiten	Kommunistisch
Obersteirische Volkszeitung (OVZ)	01.01.1885-05.05.1945, 1950-2008 <sup>27</sup>	3 x pro Woche	18-20 Groschen	8-14 Seiten	Deutschnational
Leobener Sonntagspost (LS)	17.12.1924-12.03.1938, 1946-1980	1-2 x pro Woche	20 Groschen	6-20 Seiten	Christlichsozial

**Tabelle 1: Die Lokalpublizistik von Leoben/Donawitz 1929-1933**

<sup>23</sup> Vgl. Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA) / Archiv der Republik (AdR), BKA Inneres 22/Stmk., Ktn. 5134, 198.352/32, zit. n. Bauer, *Struktur und Dynamik*, S. 21.

<sup>24</sup> Vgl. N.N.: *Die Wahlen in Donawitz*. In: *Österreichischer Metallarbeiter*, 14/1930, S. 2, zit. n. Schleicher, *Heißes Eisen*, S. 329f.; N.N.: *Ehrentafel des Hahnenschwanzes*. In: *Arbeiterwille*, 22. Oktober 1930, S. 3, zit. n. ebd., S. 330; ad CSP, Katholischer Bauernbund und Katholische Frauen-Organisation vgl. diverse Anzeigen in der LS 1930/31.

<sup>25</sup> Die angegebenen Daten für die Kategorien „Intervall“, „Umfang“, „Preis“ und „Richtung“ gelten für den

Untersuchungszeitraum 1929-1933.

<sup>26</sup> Einzelverkaufspreis

<sup>27</sup> Der OVZ-Eigentümer kaufte 1979 den LS-Nachfolgetitel *Obersteirische Zeitung* und edierte ab 1981 bis 2008 das fusionierte Produkt *Obersteirische Zeitung – Obersteirische Volkszeitung* (vgl. Steiner, *Obersteirische Volkspresse*, S. 88).

<sup>28</sup> Das Mitteilungsblatt der (geheim) nationalsozialistischen Studentenverbindung beschwor ihre älteren, wie automatisch aus der industrienahen Montanhochschule in Führungspositionen gelangte Mitglieder, jüngere zumindest als Praktikanten aufzunehmen, was in den ÖAMG-Betrieben auch glückte.

[o.D.]-6.1933,160 [o.D.]) findet in die folgende Darstellung der politischen Presse keinen Eingang.

Alles andere als unabhängig war die Blattlinie des offiziellen Organs der UG, *Der Unabhängige Gewerkschafter*. Das in Leoben seitens der UG verlegte, von der OVZ-/WZ-Druckerei hergestellte und vom jeweiligen UG-Sekretär verantwortete deutschnationale Zweiwochen-Blatt attackierte linke wie christliche Gewerkschaften und ab 1931 den Parlamentarismus, webte am antisemitischen Diskursstrang völkischer Prägung und hielt all der „Unbill“ den STHSCH bewerbenden, autoritären Zeitungscharakter entgegen. Der Donawitzer Betriebsleiter Josef Oberegger – ab 1930 Heimatschutz-Bundeszentralmitglied, 1934 ÖAMG-Regierungskommissär<sup>29</sup> – schrieb eine Serie über die Arbeiterbewegung im STHSCH, der Leobener NSDAP-Ortsgruppen- und Gaupropagandaleiter<sup>30</sup> Leo Pach-Hanssenheimb eine solche über Gewerkschaftsziele. Zwar kritisierte das funktionärsjournalistische Blatt die arbeitsrechtlichen Verschlechterungen, erläuterte das Angestelltenrecht<sup>31</sup> und rühmte sich des Abschlusses eines mit der ÖAMG abgeschlossenen Lohnvertrags, hielt aber die Partizipationsmöglichkeiten ihrer Basis gering. Die UG-eigene Stellenvermittlung pries „ihre“ Arbeitslosen den Betrieben als antimarxistisch an und versprach, dass diese bei Aufnahme ihre UG-Mitgliedschaft verschweigen würden. Sowohl den amerikanischen Hochkapitalismus, als auch den russischen Staatskapitalismus mit seiner Überschwemmung Europas durch billige Waren, erkannte man im Blatt als Hauptschuldige der Weltwirtschaftskrise, in Österreich die Friedensverträge (1919), das internationale technische Wettrennen und den dadurch entfachten Rationalisierungsdruck sowie das Absinken der Warenausfuhr – Rezepte dagegen bot man keine. An Stellenangeboten gab es vier: Im November 1929 wurden ein Werkmeister für eine Drahtstiftfabrik und ein Werkmeister für die Sensenindustrie gesucht, im Dezember 1929 und Jänner 1930 UG-„Kameraden“ zwecks unbestimmten Nebenverdienstes – Männer ohne die richtige Mitgliedschaft (UG, STHSCH) und Frauen an sich waren ausgeschlossen.

**Aus dem Reiche der Frau entsprangen Rezepte und Tugendkataloge (Spar- und Genügsamkeit, Unterordnung).**

Die *Werkszeitung der Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft* – welcher der ÖAMG-Nachfolger Voestalpine noch heute einen „ansprechenden Lesestoff“<sup>32</sup> konzidiert – hob 1926 mit einem Fortsetzungsroman des ÖAMG-Werksarztes Dr. Gustav Hackl (*Arbeit*) an, dessen Spannungsaufbau mit der persönlichen Diffamierung eines jüdischen Donawitzer Hausbesitzers<sup>33</sup> erzielt werden sollte. Edgar Jung, einer der Hauptvertreter der antidemokratischen deutschen Konservativen Revolution, bot in 21 Fortsetzungen (*An der Schwelle der neuen Zeit*, 1929-1931) Anweisungen zur „Rassenhygiene“ und faschistische Ideologeme dar.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger dieses vom Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung (DINTA) entwickelten Zeitschriftentyps blieb stets die ÖAMG-Zentrale in Wien, Redaktionssitz und Druckerei lagen in Leoben. Die pressgesetzliche Verantwortung hatten hochrangige Konzerningenieure wie der Donawitzer UG-Führer und Werksschulleiter Hermann Scheucher über, der sich rühmte, am Heimatschutz-Putsch 1931 und am NS-Putsch 1934 beteiligt gewesen zu sein.<sup>34</sup> Bis 1932 erschien die für Betriebsangehörige kostenlose WZ im Zweiwochen-, dann Monatsrhythmus auf meist 16 Seiten, die Konzern-PR und Infotainment darboten: Industrie- und stadthistorische, technik- und naturwissenschaftliche, volkskundliche und Wirtschaftsbeiträge alternierten. Die stetigen Appelle zur Unfallverhütung kontrastierte man mit Prosa und Lyrik voll Kriegspathos und Arbeitsethos, die nur selten Arbeiterliteraten ver-

<sup>29</sup> Vgl. Schleicher, *Heisses Eisen*, 328f.

<sup>30</sup> Vgl. N.N.: *Ortsgruppennachrichten*. In: *Die Sturmflut*, 7. Februar 1924, S. 4; Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), ZGS (BKA), K.77/4, Fol. 62-63. Für den Hinweis sei Mag. Marina Brandtner, die an einer Dissertation zur „Radikalisierung des politischen Klimas in der obersteirischen Industrieregion mit dem Schwerpunkt Bezirk Leoben von 1927 bis 1934“ arbeitet, gedankt.

<sup>31</sup> Der Donawitzer Angestelltenbetriebsrat war bis 1930 zur Gänze in Händen des Deutschen Handels- und Industrie-Angestelltenverbandes, ab dann in jenen der UG, der bis

1929 „rote“ Arbeiterbetriebsrat ab 1931.

<sup>32</sup> Voestalpine Bahnssysteme GmbH (Hrsg.): *Werk Donawitz. Entwicklung und Umfeld. 50 Jahre LD-Verfahren*. Donawitz 2002, S. 340.

<sup>33</sup> Es handelt sich um den namentlich nicht genannten, über den Hausbesitz aber zu dechiffrierenden Weinhändler Rudolf Bauer, der 1938 vertrieben wurde.

<sup>34</sup> Vgl. Berlin Document Center (BDC), Personalakt Hermann Scheucher, Lebenslauf Hermann Scheucher, 24. Februar 1936, zit. n. Schleicher, *Heisses Eisen*, S. 303.

fassten. Rubriken informierten u.a. über Dienstjubiläen und Todesfälle, andere gleichsam zwecks Lohnausgleichs über Gartenbau und Nutztierzucht nächst den Werkswohnungen, *Aus dem Reiche der Frau* entsprangen Rezepte und Tugendkataloge (Spar- und Genügsamkeit, Unterordnung) und für den Werkskindernachwuchs gab es Rätsel und Märchen.

In der Vermittlungsleistung auffallend war die Diskrepanz zwischen technischem Fortschrittsglauben und soziokulturell restaurativem Konservatismus sowie zwischen internationaler Marktausrichtung und dumpfem Provinzialismus. Neben der mit Bolschewismus konnotierten Sozialdemokratie kritisierte man die jeweilige Regierung, sofern sie nicht unternehmerfreundlich agierte, in ihrer Wirtschafts- und Sozialpolitik. Für dieses Erziehungsmodell einer die Belegschaft entindividualisierenden und militarisierenden Disziplinarmacht (Foucault) war die WZ „ein Produkt der neuen wissenschaftlichen, umfassenden Herrschaftsstrategie, ein entscheidendes Scharnier ihrer praktischen Verwirklichung, ein Spiegelbild der Machtallianzen, auf denen die industrielle Politik beruhte.“<sup>35</sup> Partizipation als „zweckgerichtetes kommunikatives Handeln“<sup>36</sup> innert öffentlicher Auseinandersetzungen fand auf dieser spezifischen Diskursebene nur beschränkt und konfliktfrei statt: Allzu unternehmensgemäß (wie selten) waren die literarischen Idyllen und die Reportagen von reumütig aus Russland ins ÖAMG-Reich zurückgekehrten Arbeitern. Anstelle einer breiten Thematisierung von Arbeitslosigkeit und Armut diskutierten Ingenieure die Absatzschwierigkeiten und Humanressourcen-Überkapazitäten der Betriebe. Obwohl die Anzeigen von Werksangehörigen kostenlos geschaltet wurden, gab es nur (wenige) Stellengesuche in den ersten beiden Jahrgängen, chancenreicher bezüglich der Aufnahme in die ÖAMG waren offenbar die Stellenvermittlungen der UG und Heimwehr.

## Journalistisches Arbeitnehmerallianzen: Die Betriebszeitungen

*Der Bergmann – Organ der Berg- und Hüttenarbeiter Deutschösterreichs* (Einzelpreis: 30 Groschen, Jahresabo: 6 ÖS.) stand im Eigentum des Bergarbeiterverbandes. Verleger und Herausgeber war der Verbandsobmann, SDAP-Nationalratsabgeordneter (1920-1930) und Donawitzer Gemeinderat Johann Zwanzger<sup>37</sup>, verantwortlicher Redakteur der Gemeinderat Benedikt Turini, sämtliche in Leoben beheimatet. Gedruckt wurde das im Untersuchungszeitraum alle zwei Wochen auf zehn Seiten erscheinende Blatt in Graz. Es vertrat eine marxistisch-antikapitalistische Grundlinie und kritisierte die (darob viele Berichtigungen einmahnende) ÖAMG und UG, „Heimwehfaschisten“ und Nazis, die CSP-Regierung sowie das Regime der Sowjetunion. Neben Bergräten, dem Bochumer Arbeiterdichter Victor Kalinowski<sup>38</sup>, dessen antifaschistische Lyrik und Russlandreportagen regelmäßig veröffentlicht wurden, und dem ebenso regelmäßig publizierten Arbeiter Heinrich Holek (Kapitalismuskritische Glossen) verfügte man auch über prominente sozialdemokratische Journalisten wie Jacques Hannak, Paul Szende und Friedrich Scheu als Zuträger. Den zahlreichen Gewerkschaftsberichten aus Europa, Amerika und Russland standen Bulletins mit Entscheidungen aus lokalen Arbeitsgerichten gegenüber, neben montan- und technikhistorischen Beiträgen wurden auch Arbeiter betreffende Gesetze abgedruckt. Auch finden sich in dieser Mischung aus Wirtschaftsfach- und sozialdemokratischem Gewerkschaftsblatt neben Gedichten (Julius Zerfaß u.a.), gesellschaftskritischer Prosa und Karikaturen viele Sozialreportagen über Arbeitselend und Armut in Österreich und Europa. 1930 wurde das journalistische Engagement pro Parlamentarismus und Demokratie, sowie contra Faschismus und Nationalsozialismus stärker. Zahlreich waren die Analysen der Sozialgesetzreformen, der Weltwirtschaftskrise, aber auch von Grubenun-

<sup>35</sup> Hwaletz, Otto: *Arbeit, Wissenschaft, Erziehung und Sport im Zeichen des Krieges*. In: Hwaletz, *Bergmann oder Werksoldat*, S. 80.

<sup>36</sup> Kurp, Matthias: *Lokale Medien und kommunale Eliten. Partizipatorische Potentiale des Lokaljournalismus bei Printmedien und Hörfunk in Nordrhein-Westfalen*. Opladen 1994, S. 10.

<sup>37</sup> Vgl. N.N.: *Johann Zwanzger*. In:

[http://www.parlament.gv.at/WW/DE/PAD\\_01643/pad\\_01643.shtml](http://www.parlament.gv.at/WW/DE/PAD_01643/pad_01643.shtml) (6. Dezember 2009).

<sup>38</sup> Vgl. N.N.: *Victor Kalinowski*, zit. n. *Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750 bis 1950*. In: [http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=K&layout=2&author\\_id=00000705](http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=K&layout=2&author_id=00000705) (6. Dezember 2009).

glücken. Zur Milderung der Arbeitslosigkeit forderten die Freien Gewerkschaften u.a. eine Überstundenbeschränkung, strenge Handhabung des Achtstundentags- und des Inlandsarbeiterschutzgesetzes, die Verhinderung der Aufnahme von Landarbeitern in die Schwerindustrie und der Doppelverdiener sowie die „Ausgestaltung der produktiven Arbeitslosenfürsorge und Ausdehnung der Investitionstätigkeit der öffentlichen Körperschaften“.<sup>39</sup> Stellenanzeigen publizierte der einen anwaltschaftlichen Journalismus für Arbeiter vertretende *Bergmann* keine, publizistische Partizipationsmöglichkeiten für Arbeiter der Region sind als gering zu bezeichnen. Infolge der Vereinigung mit dem Metallarbeiterverband wurde er mit der ersten Ausgabe 1931 eingestellt.

Die für ÖAMG-Werksangehörige kostenlos auch via Zeitungsverschleißstellen erhältliche, für Nicht-Werksangehörige entgeltlich (15 G. Einzelheft, 4 ÖS. Jahresabo) zugestellte *Alpinepost* – *Nachrichtenblatt für die Arbeiter in den Werken der Alpinemontangesellschaft* (AP; 19. April-1. November 1929: *Die neue Alpinepost*<sup>40</sup>, ab da bis 28. März 1930 *Die neue freie Alpinepost*) sollte alle zwei Wochen auf acht bis 16 Seiten in einer anfänglichen Auflage von 12.000 Stück erscheinen. Eigentümer, Herausgeber und Verleger der in Graz gedruckten sozialdemokratischen Zeitschrift war erst der in Donawitz geborene gelernte Hotelfachmann Franz Walcher<sup>41</sup>, von April 1929 an der Eisenerzer Bergarbeiter Peter Walder und ab November 1929 der Leobener SDAP-Gemeindebeamte Raimund Bachmann. Verantwortliche Redakteure waren der Bezirkssekretär der SDAP Leoben Stephan Plaimauer<sup>42</sup>, von April bis November 1929 der Freigewerkschaftssekretär Wenzel Prinz und ab da Paul Link, ebenfalls Gewerkschaftssekretär in Leoben, wo sich auch der Redaktionssitz befand. Neben Allerweltschronik berichtete man in dementsprechend betitelten

Rubriken *Aus den Betrieben, Aus den Vereinen* und *Parteinachrichten*, die Rubrik *Für die Frau* füllten Säuglingspflege-, Koch-, Haushalts-, Gesundheits- und Gartentipps. Neben anonymen Leserbriefschreibern und Betriebsberichterstattern publizierten Metallarbeiterverbandsfunktionäre und durchaus bekannte Schriftsteller (deren Beiträge wohl von anderen Zeitschriften übernommen wurden) wie *Rote Zora*-Autor Kurt Kläber und Maurice Dekobra oder die Österreicher Max Winter, Benedikt Fantner, Alexander Stern und Robert Ascher namentlich. Während die WZ Arbeiterliteratenbeiträge nur veröffentlichte, wenn sie die Produktionsverhältnisse verklärten, setzte die AP auf eine kämpferische Tradition,

welche die sozialen Bedingungen und Lebenszusammenhänge reflektierte und in der politischen Auseinandersetzung Stellung bezog. In hierfür charakteristischen Erzählungen und Lageberichten<sup>43</sup> wurden die soziale Erfahrung und Öffentlichkeit von Arbeitern hergestellt, der „literarische und politische Teil der *Alpinepost*“ wollte „zur Ausbildung einer sozialen Identitätserfahrung beitragen“ und beabsichtigte „augenscheinlich ein Faktor in der Umgestaltung der gesellschaftlichen Realität zu sein“.<sup>44</sup> Bis ins Persönlichste wurden die ÖAMG-, UG- und STHSCH-Spitzen – deren Übergriffe der AP gemeldet wurden – attackiert, eines ÖAMG-Arbeitsplatzes wegen der UG beitretende Arbeiter getadelt und neben „arischen“ auch jüdische Kapitalisten kritisiert, obwohl man Anzeigen jüdischer Leobener Geschäftsleute veröffentlichte. Die Karikaturen, Graphiken und anwaltschaftlichen Sozialreportagen waren von hoher Qualität, die vor Betriebs- und Austrofaschismus warnenden pro-demokratischen Artikel von hoher Prognostik. Als Verursacher der Arbeitslosigkeit hatte die AP den Kapitalismus per se ausgemacht, die hiesigen Strukturprobleme lägen auch im Friedensvertrag begründet. Ebenso im Einklang mit

### Die vor Betriebs- und Austrofaschismus warnenden pro-demokratischen Artikel waren von hoher Prognostik.

<sup>39</sup> N.N.: *Forderungen zur Milderung der Arbeitslosigkeit*. In: *Der Bergmann*, 19. Jänner 1930, S. 1.

<sup>40</sup> Wegen 23 von der ÖAMG begehrter Berichtigungen stellte man es kurzerhand ein und eröffnete es unter leicht geänderten Namen wieder, das daraufhin vom Konzern erlassene Kolportageverbot umging man mit postalischer Verschickung (vgl. -er: *Ein Jahr Alpinepost*. In: *Die neue freie Alpinepost*, 27. Dezember 1929, S. 3).

<sup>41</sup> Vgl. N.N.: *Franz Walcher*. In: [http://www.parlament.gv.at/WW/DE/PAD\\_01407/pad\\_01407.shtml](http://www.parlament.gv.at/WW/DE/PAD_01407/pad_01407.shtml) (7. Dezember 2009).

<sup>42</sup> Vgl. N.N.: *Stefan Plaimauer*. In: [http://www.parlament.gv.at/WW/DE/PAD\\_01229/pad\\_01229.shtml](http://www.parlament.gv.at/WW/DE/PAD_01229/pad_01229.shtml) (7. Dezember 2009).

<sup>43</sup> Vgl. Stal: *Die Krise*. In: AP 8. März 1929, S. 6; Ders.: *Mit Gott für die Heimat – Eine vaterländische Revue*. In: *Die neue Alpinepost*, ab 19. April 1929, S. 6f.; Jöllinger, Karl: *Schlimme Not in Eisenerz bei den Alpine-Arbeitern*. In: *Die neue freie Alpinepost*, 27. Dezember 1929, S. 8.

<sup>44</sup> Riesenfellner, Stefan: *Arbeitswelt und Literatur. Ein literarischer Spaziergang rund um den Erzberg*. In: *Hwaletz, Bergmann oder Werkssoldat*, S. 258, vgl. S. 252ff.

der Partei wurde die Erhöhung der Arbeitslosenunterstützung und deren Dauer gefordert, der Dividendenertrag der Aktionäre solle beschränkt, ein Mindesteinkommen für Arbeiter eingeführt werden. Innerhalb des adressierten Rezipientenkreises zeichnete die AP der höchste Grad an partizipatorischem Journalismus<sup>45</sup> aus, Stellenanzeigen aber fehlten.

Der *Alpine-Sklave – Betriebszeitung der Alpine-Arbeiter* (AS) soll laut einem vertraulichen Erhebungsbericht (August 1927) vom Leobener KP-Parteisekretär Gustav Wegerer herausgegeben und redigiert worden sein, ab Jänner 1929 zeichnete der Leobener Hilfsarbeiter Alois Vasold verantwortlich.<sup>46</sup> Zuletzt wurde der Zimmerer Karl Durstmüller als Herausgeber, Verantwortlicher und hektographierender Vervielfältiger bzw. Inhaltsverantwortlicher angegeben. Wie in der

nachfolgenden, ebenso anzeigenfreien kommunistischen Betriebszeitung *Der Rote Alpine-Arbeiter* kamen die Berichte hier direkt und vorwiegend aus der „Knochenmühle“, wie beide das Donawitzer Werk titulieren: Im Aufzeigen der Lebenslage der Arbeiter und Eintreten für deren Besserstellung attackierte man die rationalisierenden Workflow-Diagnostiker der DINTA und die der Ausbeutung bezichtigten Betriebsleiter namentlich und forderte Arbeitsplatz- und Betriebssicherheit sowie Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung statt Dividenden und Millionenzahlungen für den STHSCH. Diente das stilistische Pathos der WZ zur Schönfärbung der „Zucht- und Ordnungsphilosophie“<sup>47</sup> hin zu einer Werks- als Volksgemeinschaft im Kleinen, so nutzte es der AS zur Verstärkung des Negativbildes (vom „Soldatenspiel“ zur „Akkordpeitsche“) sowie des Floskel gebliebenen Positivbildes eines sozialrevolu-

tionären Klassenkampfes, für dessen Projektion man die Sowjetunion bereitstellte. Nicht zuletzt deshalb verbot die Alpine die Werkswohnungen- und Betriebskolportage des AS<sup>48</sup>, dessen Artikel namentlich nie gezeichnet waren, aber viele Informationszuträger annehmen lassen.

Dieses Direktvertriebsverbot betraf auch den *Roten Alpine-Arbeiter – Betriebszeitung der Alpine-Montan Betriebe*, dessen Titelkopf (stets ohne Datum) von einem zum KP-Beitritt aufrufenden Arbeiter dominiert wird. Die Zeichnungen und Karikaturen in der erst von Durstmüller, dann vom Donawitzer Hilfsarbeiter Josef Leeb edierten und in Leoben hektographierten Zeitung scheinen ebenfalls autodidaktischen Ursprungs zu sein. Während der Umfang variierte, blieb der Preis mit zehn Groschen gleich. Die inhaltliche Struktur der Peer-to-peer-Nachrichtenlegung wurde ebenso wenig geändert wie der appellatorische Ton, als feindliche Trias galten die Bourgeoisie als bestimmende Macht im kapitalistischen Staat, der Betriebs- und Heimwehfaschismus in der ÖAMG wie Regierung und die Sozialdemokratie. Der KP-

### Die Berichte der kommunistischen Betriebsblätter kamen direkt aus der „Knochenmühle“ des ÖAMG-Hüttenwerks.

Sekretär Leeb rief zu Demonstrationen gegen Belegschaftskündigungen in Donawitz und am Erzberg, gegen Mietzinssteigerung, Brotpreiserhöhung und den „imperialistischen Krieg“ sowie für „Brot und Freiheit“ in „Sowjetösterreich“<sup>49</sup> gleichermaßen auf. Die Werksarbeiter forderte man als Akt der Solidarität mit Beschäftigungslosen zur Verweigerung von Überstunden auf, warnte sie nach dem Niedergang der UG vor den NS-Betriebszellen und warb für die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition. Ob an der von den Behörden genau beobachteten kommunistischen Lokalpresse neben den KP-Sekretären und einem arbeitslosen Bergingenieur auch andere Arbeiter mitwirkten, ist derweilen nicht bekannt.

<sup>45</sup> Zur sozialistischen Pressetheorie eines partizipatorischen Journalismus vgl. Polt-Heinzl, Evelyne: *Thema Arbeitslosigkeit. Eine Untersuchung zum Feuilleton sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften 1927-1934*. Diss. Wien 1986; Maierbrugger, Arno: *Federkiel und Meinungsmacht. Kunstkritik im österreichischen Feuilleton der Zwischenkriegszeit*. Wien [u.a.] 1995; zur Kritik hierzu vgl. etwa Weischenberg, Siegfried: *Journalistik. Medienkommunikation: Theorie und Praxis*. Bd. 1. Wiesbaden 2004<sup>3</sup>, S. 109.

<sup>46</sup> Vgl. StLA, BH Leoben 14, K.16, K9/2; ZL.14a 103/1; 14a/144/4; 14a 3/10. Für diese Daten sei Mag. Brandtner herzlich gedankt.

<sup>47</sup> Schleicher, *Heisses Eisen*, S. 249.

<sup>48</sup> Vgl. N.N.: O.T. In: AS, 3. Jg., Nr. 8, o. D., S. 3. Weiters galt auch ein Bettelverbot vor den Werkswohnungen (vgl. N.N.: O.T. In: AS, 3. Jg., Nr. 12, S. 5).

<sup>49</sup> N.N.: O.T. In: *Der Rote Alpine Arbeiter*, 2. Jg., Nr. 4 (Extra-Ausgabe), unpag.

## Journalistische Ideologiefrenten in der Tagespresse: deutschnational vs. christlichsozial

Von den dann austrofaschistischen Sicherheitsbehörden wegen nationalsozialistischer Umtriebe genau beobachtet wurde die *Obersteirische Volkszeitung*.<sup>50</sup> Chefredakteur der in Leoben vom Eigentümer Withoff & Remiger verlegten, herausgegebenen und gedruckten Zeitung war der im Sudetenland geborene Martin Withoff (vor seinen großdeutschen Ambitionen: Witlacial<sup>51</sup>). Er führte das Traditionsmedium gemäß dessen deutschnationaler Genese – Gründer war der völkische Rassenantisemit Adolf Harpf, Zwischenbesitzer der Gemeinderat der Deutschen Arbeiterpartei Franko Heu<sup>52</sup> – als Mitbesitzer ab 1919 weiter. Im Untersuchungszeitraum erschien sie, alle wesentlichen Tageszeitungsressorts abdeckend, dienstags (acht Seiten), donnerstags (acht Seiten) und samstags (14 Seiten inkl. *Unterhaltungsbeilage*) für 18 Groschen (ab 1930: 20 G.) als Einzel- und für zwei Schilling (ab 1930: 2,20 ÖS.) als Monatspreis. Die OVZ verfügte neben den programmatischen Rubriken des Deutschen Handelsgehilfenbundes, Deutschen Turnvereines und STHSCH auch über einen selten geöffneten *Offenen Sprechsaal*, in dem Leser etwa ihren Antisemitismus verhandelten. Parteipolitisch in der verglühenden Großdeutschen Volkspartei (GVP) beheimatet, publizierte Withoff gleichwohl Berichte der NSDAP, die die GVP 1932 aufsaugte. Zugleich bekränzte er das faschistische ÖAMG-Triumvirat aus STHSCH, Heimatblock und UG. Neben Withoff – u.a. Zentralausschussmitglied im Verein der österreichischen Zeitungs-Unternehmungen, Leobener Sektionsleitungsmitglied des Touristenklubs<sup>53</sup> – waren auch der für Kultur zuständige Redakteur und der Wien-Korrespondent Mitglieder im fortlaufend inserierenden Sudeten-deutschen Heimatbund, was die ins Gehässige gewendete Phobie vor Tschechen im In- und Ausland offenbar mit bedingte.

Eine für die bürgerliche Stadt Leoben diskurstypische Diskrepanz zeitigte das OVZ-Verhältnis zu Juden: Zwischen 1929 und 1933 nahm man Insertionsgeld (teilweise für ganze Beilagen) von zumindest 15 jüdischen Leobener Geschäftsleuten, sprach im redaktionellen Teil aber von Juden als „Vampiren“, publizierte die Arbeitslosenrabbatt-Anzeigen des jüdischen Geschirrhändlers Max Gewing, geiferte aber gegen linkspolitisch-jüdische „Zersetzung“, um hernach von lokalen jüdischen Spenden an Leobener Kinder und Gösser Arme zu berichten. Weitere publizistische Exklusions- und Diskriminierungspraxen bei eng

### Diskurstypische Diskrepanz im Verhältnis zu Juden: Akzeptable Inserenten im Anzeigen-, „Vampire“ im redaktionellen Teil.

gefasstem „Volksgemeinschafts“-Begriff wurden gegen Slowenen, Sozialdemokraten (Funktionäre wie Mitglieder) und Kommunisten, „fremdvölkische“ Produkte und Geschmäcker angewandt. In der Selbstinklusion meinte man sich allen Internationalismus und aller Immigrantinnen „niederer“ Kultur kraft Prononcierung des „Bodenständigen“ erwehren zu müssen. Ein Leitartikler schrieb gegen den Materialismus und dessen „Geist“ an, dem Konsum ausländischer Waren mit folgender passiver Handelsbilanz wurde neben der Entente- und Völkerbundpolitik die Mitschuld an der österreichischen Massenarbeitslosigkeit gegeben. Wirtschaftspolitisch setzte das Blatt auf die Stärkung „autochthoner“ Kleinbetriebe, Firmenförderung, Deflation und „Opfersinn“ und wandte sich gegen die Gewinnpolitik der Nationalbank, hohe Unternehmensbesteuerung und den Spekulationskapitalismus. Als aber die Aktiengesellschaft ÖAMG Ende 1930 4.500 Mitarbeiter zu entlassen drohte, publizierte die OVZ lapidar die Änderungskündigungserlässe. 1930 mehrten sich die Berichte über Ausgleichs am Kreisgericht Leoben und im Kleinanzeiger wurden häufiger „Bettgeher“ gesucht, 1931 Kostplätze für Schüler angeboten, 1932 entgeltliche Kinderpflege. Die Blattlinie glitt inzwischen von Antimarxismus über Antiparlamentarismus (ab 1931) zu einem demokratiefeindlichen Antirepublikanismus über. Frivol: Fünf ihrer ständigen sechs Mitarbei-

<sup>50</sup> Vgl. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) 20812/2, BK/Inneres Stmk. 1934-1938, Berichte des LGK f. die Stmk. an das Bundeskanzleramt Wien, Gen.Dir. für die öffentliche Sicherheit, Der Sicherheitsdirektor für das Bundesland Steiermark – An das Bundeskanzleramt, Zl. Na. 4034/1-1934, 29. November 1934.

<sup>51</sup> Vgl. Stadtamt Leoben, Referat für Erhebung, Meldezettel Martin Withoff (Kopie).

<sup>52</sup> Vgl. Steiner, *Obersteirische Volkspreste*, S. 19.

<sup>53</sup> Vgl. StLA, BH Leoben, 14/II, Registrierungen, Akte Martin Withoff, Zl.14/II Wi 6/3 – 1951, Leoben 25. September 1951.

ter standen im Dienste des republikanischen Staates (Beamte, Lehrer). Dem – laut OVZ-Lokalhistoriker – „Hauptberufe des Weibes“<sup>54</sup> (Mutter) rang sich die sechste fixe Mitarbeiterin Kurzgeschichten, Rezensionen und Haushaltstipps ab, die Frauen zugeordneten Räume glichen denselbigen der WZ: Kindsbett, Küche, Scholle – und Partizipation einer „undeutschen“ Erfindung.

Die katholische *Leobener Sonntagspost* – *Obersteirische Nachrichten* (bis 5.Jg., Nr.71, 8. September 1929: *Leobener Zeitung*, dann LS; ab 8.Jg., Nr.49, 4. Dezember 1932: *Obersteirische Volkspresse*) gab denn gleich *Nützliche Winke für die Hausfrau* – und wurde über ein Jahr lang von einer Frau<sup>55</sup> geleitet (Juni 1930-August 1931). Es war nicht das einzige Paradoxon, welches das bis September 1929 zweimal wöchentlich (zu je sechs Seiten), ab dann samstags mit Sonntagsdatum (zehn bis 12, ab 1932 12 bis 20 Seiten) in Leoben redigierte, edierte und von der Kunstdruckerei *Horst* als Filiale der *Styria* gedruckte Blatt (Einzelpreis 20 G., vierteljährlich 2,50 ÖS.) aufwies. Der in der Steiermark fest verankerte und finanziell potente Katholische Pressverein als *Styria*-Eigner vermochte das lokale Organ der CSP nicht gewinnbringend zu vermarkten und verkaufte die Filiale 1931.<sup>56</sup> Der nunmehrige Eigentümer, Herausgeber wie auch langjährige Chefredakteur Josef Herzog (Chefred. 1924-1930, 1931-1932, 1935-1936) war Leobener Ortsgruppen-Schriftführer der Vereinigung christlichsozialer Handels- und Gewerbetreibender Steiermarks – der eine Abschaffung der Lohnabgaben forderte – und konnte dennoch eklatant weniger Firmenanzeigen als die OVZ akquirieren. Stattdessen durfte er die amtlichen Mitteilungen aller Gemeinden der Bezirkshauptmannschaften Leoben und Judenburg abdrucken.<sup>57</sup> Die politischen Diskurse mäandrierten zwischen Rügen an der Sozial- und Kirchenpolitik der Sozialisten wie Nationalsozialisten („braune“ Sozialdemokraten), Gesellschaftskonservatismus und Antilaizismus, wohlgesinnter Haltung gegenüber allen katholischen Gruppen und deren Inkorporierung der Arbeiter, Förderung der österreichischen Unabhängigkeit und regierungsloyaler Demokratiekritik. Pluto-

kratie und Großkapitalismus trügen die Schuld an der damaligen Not, dennoch gäbe es hierzulande als Kreditgeber zu wenige „Geldleute mit vaterländischem und völkischem Fühlen [...]“, auch wenn sie einmal gerade nicht den Semiten zugehören“<sup>58</sup>.

Egoismus und sittlicher „Entartung“ stellte man das Positivbild des christlich-deutschen Volks- und Besitzbürgertums gegenüber, das man auch über Valutenkurse, Krankheiten (Beilage *Der Hausarzt*) und Gesundheitsmaßnahmen (Christlichdeutsche Turnbewegung) informierte und am *Feierabend* mit Bettlerwitzen, Kreuzworträtselgewinnen und moralischen Essays unterhielt. Das Deutschlandbild war vor Hitlers „Machtergreifung“ positiv gehalten, Frankreich und insbesondere Russland kritisierte man heftig. Die scharfen Attacken gegen die sozialdemokratische („jüdische“) wie großdeutsche Presse (z.B. OVZ) wurden von der medienethisch bedenklichen Vermischung von Redaktionellem und Werbung konterkariert. Der wirtschaftspolitische Standpunkt der Sonntagszeitung kann mit lavierendem Attentismus umschrieben werden: Man vertraute der Regierung, als dass die Konjunktur irgendwie anspringen möge, trat für Heimat- statt Auslandsurlaube ein und verlangte Direktorsgehaltskürzungen wegen der ÖAMG-Betriebseinschränkungen. Weiters forderte man die Leser zu Weihnachtsspenden für Arme auf, bot einen Fernkurs in Buchhaltung an und trat bedingungslos für die Haus- und Grundbesitzer ein. So wurden denn im (schütterten) Kleinanzeiger Villen und Bauplätze offeriert, die für die OVZ typischen Warnungen<sup>59</sup> und Kontaktanzeigen fehlten. Alles, was katholischen Institutionen gefährlich war – z.B. uneheliche Bekanntschaften, Bibelforscher, Hitler, die Sozialdemokratie –, versuchte Josef Herzog von seiner kleinbürgerlichen Leserklientel fernzuhalten. Ferienaktionen für Kinder von Notstandshilfebeziehern und Armenausspeisungen wurden begrüßt; dass im Leobener Gemeinderat just ein Nationalsozialist für Kinderausspeisung und Fürsorge zuständig war, nahm man hin. Überall, wo Arbeitslose auf ihr individuelles oder kollektives Elend aufmerksam machten, sah man Demonstrationen und Hetze vonseiten der Sozialdemokraten, deren „Rassen-

<sup>54</sup> Freudenthaler, Josef: *Der Volkschriftstellerin Frau Marie Schierl-Koch zum 50. Wiegenfeste!* In: OVZ, 23. Dezember 1937, S. 5.

<sup>55</sup> Emilie Defregger war zuvor Beamtin in Leoben (vgl. Leobener Adressenbuch, 1929/30, S. 107).

<sup>56</sup> Vgl. Steiner, *Obersteirische Volkspresse*, S. 35.

<sup>57</sup> In diesen fanden sich – sehr selten und außerhalb des

Untersuchungszeitraums – (Lehrer-)Stellenausschreibungen.

<sup>58</sup> nr.: *Die Not als Schlagwort*. In: LS, 12. Juli 1931, S. 8.

<sup>59</sup> Am häufigsten wurde in diesem in beinahe jeder untersuchten Ausgabe vorkommenden Kleinanzeigentyp vor privater Geldleihe an den jeweiligen Ehepartner und vor Denunziation gewarnt.

fremdheit“ man im Unterschied zur OVZ selten diagnostizierte. Den „christlichen“ Familien (s. u.) mutete man zu Weihnachten keine „jüdischen“ Anzeigen zu, an Neujahr durften drei Geschäftsleute israelitischen Bekenntnisses Glückwünsche ausrichten.

## Sample und Items

Der Untersuchungszeitraum setzt mit dem Jahr des Börsenkrachs (24. Oktober 1929) ein und endet 1933, als im Februar die höchste Arbeitslosenquote zu verzeichnen war. Die saisonalen Schwankungen der Arbeitslosenzahlen wurden durch proportionale Stichproben ausgeglichen: Aus jedem Jahr wurde in aufsteigender Reihenfolge ein Quartal (1929: 1. Quartal, 1930: 2. Quartal, etc.) und darin in absteigender Reihenfolge ein Monat (1929: 3. Monat im Quartal, 1930: 2. Monat im Quartal, etc.) gezogen. Sowohl bei der dreimal die Woche erscheinenden OVZ als auch bei der anfänglich zweimal und ab September 1929 einmal die Woche erscheinenden LS wurde jeweils eine Samstagsausgabe (LS: mit dem Datum des Sonntags) zur Analyse herangezogen. Als Analyseeinheit galt jede im Kleinanzeiger erkennbare Stellenanzeige – ein Korpus von 175 Angebots- (+ elf einer Stellenvermittlung) und 137 Gesuchsanzeigen (+ 38 einer Stellenvermittlung), also insgesamt 361 Einzelanzeigen –, als Informationseinheit jedes einzelne Wort sowie jede Wortkombination, Abkürzung und Zahlenangabe<sup>60</sup>. Die codierten Items lassen sich wie folgt bündeln: 1) auf der *formalen Ebene*: Gesamtzahl der Stellenanzeigen pro Ausgabe und Monat, Adresse (Chiffre; Name und Adresse; nur Adresse des Inserenten), Geschlechtsrelation innert des Inserentenkreises<sup>61</sup>; 2) auf der *konstitutiven Ebene*: Persönlichkeitsmerkmale (Geschlecht, Alter, Bildung, Kenntnisse, Eigenschaften; Berufsgruppe/Beruf – gemäß statistischer Einteilung<sup>62</sup>); 3) auf der

*kognitiven Ebene*: Tatsachenbotschaften wie Stellenbefristung, Entlohnung, Kautio, Offert und Foto. Die in Falböcks instruktiver Kontaktanzeigen-Studie und davor von Ostkamp und Handlos analysierte emotionale Ebene konnte wegen des Mangels an Affektappellen und motivationalen Aspekten (Anzeigenumfangknappheit!) nicht berücksichtigt werden, emotionale Eigenschaften wurden innert des diesbezüglichen Untersuchungsteils erhoben. Neben Inklusions- wie Exklusionspraxen via Geschlecht, Alter, Kenntnisse, Eigenschaften und geographische Herkunft wurden auch solche nach gebotener Zugehörigkeit zu einer politischen Gruppierung, zu einem Verein/Verband bzw. einer Kammer/Gewerkschaft sowie zu einer Religionsgemeinschaft textinduktiv erhoben.

## Nette Hausgehilfin und fleißiger Vertreter gesucht...

125 (davon 116 einmal) in der OVZ geschalteten Stellengesuchen stehen nur 12 (davon sechs einmal) geschaltete Stellengesuche in der LS gegenüber, 137 OVZ-Stellenangeboten (128 einmal, drei davon befristet) bloß 38 (davon 29 einmal) in der LS publizierte. Selbst wenn man die Stellengesuche (38) und Stellenangebote (11) der Sammelanzeigen für Mitglieder schaltenden

**In den Stichproben des Untersuchungszeitraums 1929-1933 wurden 361 Stellenanzeigen analysiert.**

lokalen Vermittlungsstelle der Katholischen Frauen-Organisation berücksichtigt, bleibt dieses quantitative Ungleichgewicht hochsignifikant. Da es am Preis nicht liegen konnte – in der LS kostete jedes Wort im Kleinanzeiger nur die Hälfte (5 G.) von einem in der OVZ (10 G.) –, sind andere Faktoren zur Interpretation heranzuziehen. Einerseits war die Auflage der LS nach Verlagsangaben (1930/1931: 3.000) geringer als jene der OVZ (4.000)<sup>63</sup>, andererseits spielten für die Inserenten wohl auch die höhere Periodizität und Tradition der OVZ (1885 gegründet) gegenüber der LS (1924) eine Rolle. Möglicherweise fiel das

<sup>60</sup> Vgl. Falböck, Gabriele: *Hier bin ich – wo bist Du? Wertewandel in Heirats- und Kontaktanzeigen in österreichischen Tageszeitungen von 1960 bis 2000*. DA. Wien 2002 S. 162.

<sup>61</sup> Auf eine die Sinneinheiten zählende bzw. stilistische Untersuchung wurde ob der Anzeigenknappheit verzichtet. Hierzu vgl.: Popovic, Novak: *Die Sprache der Stellenanzeigen in kommunikativer, persuasiver und sozialer Sicht*. Diss. Hamburg 1976.

<sup>62</sup> Der Pretest ergab eine Übereinstimmung der annoncierten mit den statistisch definierten Angaben zu knapp 100 Prozent, die Ausnahme „Heimarbeit“ wurde der Wirtschaftsart D: Berufstätigkeit ohne nähere Angabe zugeschlagen.

<sup>63</sup> Vgl. Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.G.: *Zeitungskatalog 1930*. Wien 1930, S. 27; vgl. ALA Anzeigen-Aktiengesellschaft: *Zeitungskatalog 1931*. Berlin 1931, S. 413.

ökonomisch wie auch politisch mächtigere Arbeitgeberpublikum ins Gewicht, unterstützte die OVZ doch die ÖAMG samt UG, politisch die von Großbürger- und Beamtentum getragene Großdeutsche Volkspartei, den STHSCH<sup>64</sup> und ab 1932/1933 die NSDAP. Die Kleingewerbepartei CSP, als deren Organ sich die LS verstand, war hingegen im Abstieg. In beiden Zeitungen wurden die weitaus meisten Stellenangebote noch vor dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 publiziert (OVZ: 46, LS: 17), die wenigsten 1931 in der LS (0) bzw. 1932 in der OVZ (8). Die meisten Stellengesuche jedoch finden sich in der OVZ mit dem Einsetzen der Krise 1930 (44 = rund doppelt so viele wie in den anderen Jahrgängen), in der LS, die 1932 und 1933 keine Gesuche publiziert, bereits 1929 (7).

Rund 78% der geschlechtlich eindeutig zuzuordnenen OVZ-Stellenangebote – bloß drei davon verlangten nach einem Bewerbungsfoto – waren an Frauen adressiert, in der LS hingegen rund 27%. Auch wenn nur in den seltensten Fällen dezidiert ein gewünschtes Alter angegeben war, lässt sich aus den Umschreibungen (z.B. „junges Mädchen“, „Fräulein“ u.ä.) konstatieren, dass der private und kleinbetriebliche Arbeitsmarkt nach Jugend, genauer: nach Mädchen und jungen Frauen verlangte. Deren Bildungsweg war den Stellenoffrierenden ein nebensächliches Kriterium (OVZ: N=35; LS: N=2), zumal knapp zwei Drittel als auszubildende Lehrlinge gedacht waren<sup>65</sup>, zum überwiegenden Teil in der Stadt Leoben. Obzwar nur 75 der 137 OVZ-Stellenangebote einen Ort aufwiesen, lässt sich m. E. die Konzentration auf den Bezirk (64) und hierin die Stadt Leoben (47) auch tendenziell auf die Chiffreanzeigen übertragen. Dabei zeigt sich auch die Verankerung der OVZ beim Leobener Publikum (Leser, Inserenten), waren doch in der LS nur drei von 22 Adressanzeigen mit Leoben/Donawitz ausgewiesen –

**Man suchte den Lehrling als billige Arbeitskraft und ein Landmädchen, „das sich zum Kochen und allen häuslichen Arbeiten abrichten lässt“.**

Bewerber am Verlagsort hätten einen Wohnortwechsel bis nach Deutschland bzw. Italien in Kauf nehmen müssen. Bei den Wirtschaftsarten (Urerzeugung wie z.B. Landwirtschaft, Bergbau; Verarbeitende Gewerbe/Industrie; Dienstleistungen; Berufstätigkeit ohne Betriebsangabe) dominierte mit rund 82% (OVZ: N=115, Rest ohne Betriebsangabe) bzw. 93% (LS: N=30) der Dienstleistungssektor, obwohl in diesem mit Stichtag 22. März 1934 im Gerichtsbezirk Leoben nur knapp 24% der arbeitstätigen Bevölkerung (inkl. 1,3% Häusliche Dienste) beschäftigt waren<sup>66</sup>. Wurden innert des beschäftigungsintensivsten Sektors Industrie erst gar keine und im assoziierten Sektor Gewerbe (Industrie/Gewerbe 1934: 56,6% aller Beschäftigten<sup>67</sup>) nur wenige Stellenangebote publiziert (OVZ: 14, davon zehn Tapezierer-, Näher-, Schneiderlehrlinge; LS: 2), war die realiter beschäftigungsarme Dienstleistungsbranche Häuslicher Dienste in den OVZ-Stellenangeboten die nachfragestärkste (31

Angebote für Hauspersonal gegenüber 23 für Gasthofpersonal). Mitgrund hierfür dürfte neben dem armutsbedingt notwendig gewordenen Doppelverdienst bei Paaren und Familien langzeitarbeitsloser Ehemänner das Faktum gewesen sein, dass landwirtschaftliche Arbeiter und häusliches Dienstpersonal von der Arbeitslosenunterstützung explizit ausgeschlossen waren.<sup>68</sup> Noch im Winter 1934 waren von 7.158 unterstützungsbedürftigen Donawitzern (Gesamtbevölkerung: 16.692) 515 Hausgehilfinnen bzw. Bedienerinnen sowie Land- und Forstarbeiter ohne Arbeitslosenunterstützung.<sup>69</sup>

Doppelt bemerkenswert ist die hohe Anzahl an Angeboten für Vertreter (OVZ: 18, LS: 18 von 28 Dienstleistungsannoncen!): Erstens erscheint die Erfolgsquote in einem von Armut stark betroffenen Bezirk als fraglich, zweitens stellten just zwei Zeitungen die Vermittlungsinstanz für einen in der amtlichen Statistik dem Hausierer

<sup>64</sup> Von der Blattlinie abgesehen, war der Anzeigenverwalter Martin Withoff jun. STHSCH-Mitglied (vgl. StLA, BH Leoben, 14/II, Registrierungen, Akte Martin Withoff jun., Niederschrift 29. März 1946).

<sup>65</sup> Jedoch musste man laut eines Zeitzeugen „viel Glück haben, um auf einer Lehrstelle bis zum Ende der Lehrzeit vom Lehrherrn behalten zu werden[,]“, da besonders Kleingewerbetreibende oftmals in Konkurs gingen, und noch schwieriger war es, nach dem Ende der Lehre im Beruf tatsächlich Fuß zu fassen (Otto Rinner, zit. n. Muchitsch, Max: *Die Rote Stafette*. Wien [u.a.] 1985, S. 106).

<sup>66</sup> Vgl. Bundesamt für Statistik: *Ergebnisse der Volkszählung vom 22. März 1934*. H. 1. Wien 1935, S. 160, Tab. III/6.

<sup>67</sup> Vgl. ebd.

<sup>68</sup> Vgl. Wilding, Peter: „... für Arbeit und Brot“. *Arbeitslose in Bewegung*. Wien/Zürich 1990, S. 123. Jedoch gab es für sie laut Inseraten in der OVZ 1929/1930 bei den Zweigstellen Leoben und Eisenerz des Steirischen Arbeitsnachweises eine eigene Vermittlungsabteilung.

<sup>69</sup> Vgl. Seidl, Franz / Töffler, Otto: *Mitteilung der Werksgemeinschaft der Hütte Donawitz*. In: WZ, 14. Feber 1935, S. 28.

anverwandten Beruf, die den Hausierer als Archetypen ihres ökonomischen Antisemitismus geißelten. Tatsächlich stellte der Vertreter in der Einzelberufsauswertung der OVZ den am meisten nachgefragten Beruf vor der Gasthofköchin und der Hausgehilfin bzw. Bedienerin. In der LS landeten der Beamtenkreditbetreuer und der (vollends ungesicherte) Heimarbeiter mit je drei Anzeigen an zweiter Stelle weit abgeschlagen. Innerhalb der Überkategorie „Hauspersonal“ wurde – möglicherweise um Kost und Logis zu sparen – mit 80% ein außerhalb des Dienstgeberhauses lebendes bevorzugt, was wiederum die lokalkommunikative Schaltungslogik (von Leobenern für Leobener) der OVZ untermauert. Immerhin 12% aller OVZ-Stellenangebote verlangten nach „Mädchen/Jungen für alles“, die LS-Anzeigen waren bis auf eine explizit gehalten, obwohl sie gesamt nur neun Berufsgruppen umfassten. Der Lokalkonkurrent bot immerhin 24 Berufsgruppen (Urerzeugung: zwei, Gewerbe/Industrie: sechs, Dienstleistungen: 16) an, deren Varianz sich vor allem in Häuslichen Diensten und im Handel manifestierte. Auch innert der wenigen OVZ-Entlohnungsangaben (N=11 explizit, N=16 vage) war die Bandbreite groß: 50 Schilling pro Monat wurden einer Abwäscherin geboten, 53 ÖS. einem Pferdekehnt, zwei Lehrplätze wurden erst gar nicht entlohnt, wohingegen Vertretern 200 bis 2.000 ÖS. Verdienst pro Monat versprochen wurde. Die restlichen Angaben reichten vage von gutem Lohn bis hoher Provision, bloß ein Stellenanbieter ersuchte Gasthausköchinnen um Gehaltsvorstellungen, und einer Bedienerin wurde volle Verpflegung zugesagt. Dem jungen Mädchen vom Land, „das sich zum Kochen und allen häuslichen Arbeiten abrichten lässt“<sup>70</sup> wurde erst gar kein Lohn versprochen. In sieben Annoncen verlangte man Arbeitnehmern eine Kautions (bis zu 1.000 ÖS.) ab, in einer äußerst vagen bis zu 4.000 ÖS. Beteiligung. Kapital (bis zu 2.000 ÖS. von einem Büroteilhaber) wurde in vier LS-Anzeigen gewünscht, acht Annoncen nannten die Verdienstmöglichkeit – von 50 ÖS. pro Tag bis zu 800 ÖS. pro Monat für Vertreter, 75 ÖS. pro Woche für Heimarbeit und 120 Lire für ein Hausmädchen – explizit, 17 weitere waren vage gehalten. Je zwei Anzeigen verlangten eine Kautions bzw. Portospesen, vier ein Offert. Die in OVZ-Stellenangeboten explizit erwünschten Kenntnisse (N=89 inkl. Mehrfachnennungen)

spiegelten – ganz im Unterschied zum Gesamtarbeitsmarkt – die Frauendominanz in der medialen Arbeitsmarktnachfrage wider: Insgesamt 45mal wurden dazumal weiblich konnotierte Kenntnisse wie Kochen, Wäschewaschen, Bügeln oder Bedienen der „Herrschaften“ verlangt, die jedoch in keinem Fall an die diesbezügliche Ausbildung in einer Hauswirtschaftsschule angedockt waren – Frauen mussten sie geschlechtsstereotyp über primäre Sozialisation erlernt haben. Erst mit weitem Abstand folgten Kenntnisse in Inkasso und persuasiv-kommunikativem Keilen, bei 13 Stellen (LS: 2) war ein Dienstzeugnis erforderlich. Kurios: Von einer Kellnerin wurden Musizierkenntnisse gefordert. Weniger kurios als typisch patriarchal fiel das LS-Ergebnis (N=15) aus: Obwohl in diesem Medium nur 27% der geschlechtseindeutigen Angebote an Frauen gerichtet waren, wurden 73% der angegebenen Kenntnisse Frauen abverlangt (Bodenbürsten, Stopfen etc.) – Männer galten in der katholischen Zeitung offenbar per se als kenntnisreich. In den OVZ-Stellenangeboten wurden 141-mal Eigenschaften angegeben, die paraphrasiert in folgendes, auch für die Gesuche geltendes Kategorienschema eingepasst wurden: Neun *berufliche Eigenschaften* wurden insgesamt 68-mal genannt (Fleiß in 40 Fällen, Verlässlichkeit in acht und Intelligenz in bloß einem Fall), fünf *emotionale Eigenschaften* 48-mal (nett und ehrlich sollten die Bewerber sein, kinderlieb ein wenig und selten anständig...), fünf *soziale Eigenschaften* nur 12-mal (Personen „aus gutem Haus“ bevorzugt) und sechs *äußerliche Eigenschaften* (Stärke ging weit vor Schönheit) wurden insgesamt 13-mal genannt. Dem auf dieser Sammelbasis erhobenen Idealtypus auf der konstitutiven Ebene hätte ein fleißiges, nettes und kräftiges Mädchen aus gutem Haus entsprochen, das im selbigen wohnhaft bleibend als Köchin und Haushälterin in Leoben einzusetzen gedacht gewesen wäre. Bei einer weit geringeren Grundgesamtheit expliziter Adjektive (32 Nennungen) lässt sich für die LS konstatieren, dass hier die beruflichen Eigenschaften klar dominierten (sechs wurden 23-mal genannt) und die Stellenanbieter auf soziale wie körperliche Eigenschaften so gut wie keinen Wert legten – der fleißige Vertreter hatte seriös und auch nett zu sein.

Separat ausgewertet wurden die vier Sammelanzeigen (= elf einzelne) der Leobener Vermittlungsstelle Katholische Frauen-Organisation (KFO) in der LS des Jahrgangs 1930, auch da sie

<sup>70</sup> OVZ, 16. März 1929, S.14.

– stets in der Form: „Wirtschafterin“ oder „Mädchen für alles“ gehalten – keine Informationen zu erwünschten Kenntnissen, Eigenschaften, Einsatzorten und soziodemographischen Merkmalen aufwiesen. Rund 73% verlangten nach (jungen) Bewerberinnen, einzig decodierbare Wirtschaftsart war der Dienstleistungssektor mit dem dominierenden Beruf einer Köchin. Auf welche Stelle hin sich der nachgefragte „schulfreie Knabe“ bewerben hätte sollen, bleibt fraglich.

Mehr als vier Prozent der namentlich zeichnenden Leobener Stellenanbieter in der redaktionell einen v.a. wirtschaftlichen Antisemitismus praktizierenden OVZ waren israelitischen Religionsbekenntnisses (in der Wohnbevölkerung lt. Volkszählung 1934: 1,14%<sup>71</sup>). Wie in den Firmenanzeigen (s. o.) schloss man im ebenso kostenpflichtigen Kleinanzeiger jüdische Arbeitgeber mit ein. Der Kleidungsgechäftsmann Eduard Glesinger<sup>72</sup> legte als einziger Anbieter (Lehrplatz für Jungen) auf eine sehr gute Schulbildung Wert, der Konfektions- und Manufakturwarenhändler Moritz Várady<sup>73</sup> als einer von drei Anzeigern auf die Perfektion seiner Hausköchin. In der katholischen LS hingegen, in der nur ein einziger jüdischer Leobener 1929 und 1930 Firmenwerbung inserierte, war für einen Nebenerwerbsjob ein explizit christlicher Bewerber erwünscht. Der Inklusion junger Frauen ohne Mittel- oder Hochschulabschluss und mit primärsozialisatorisch erworbenen „weiblichen“ Haushaltkenntnissen steht die Exklusion älterer, v.a. männlicher Arbeitnehmer aus der Arbeiter- und Höhergebildeten schicht gegenüber. Die regional zum überwiegenden Teil in der Uerzeugung und verarbeitenden Metall- und Hüttenindustrie ehemals beschäftigten Erwerbslosen waren vom privaten Stellenmarkt vollends ausgeschlossen, nicht in Leoben oder Donawitz beheimatete LS-Stellenangebotsrezipienten standen im Falle einer Bewerbung vor dem Problem einer Wohnplatzsuche. Oder half es, selbst eine Suchanzeige zu inserieren?

### Bemerkenswert ist die Übereinstimmung von suchenden wie auch gesuchten Hausgehilffinnen und Gasthausköchinnen/-kellnerinnen.

## Flexible Köchin aus gutem Haus sucht...

Der lokalpublizistische Stellengesuchsmarkt war weiblicher Natur: 85% der geschlechtlich eindeutig zuzuordnenden Stellengesuche in der OVZ und 82% in der LS stammten von Frauen. Immerhin 51 von 125 OVZ-Anzeigen verschwiegen das Alter, bei den expliziten Altersangaben hielten sich 14- bis 20-Jährige und 20- bis 30-Jährige in etwa die Waage und bei den vagen Angaben dominierte das Mädchen. In der LS bewarben sich ex- wie implizit ebenfalls vorwiegend Mädchen, eine doppelt geschaltete Anzeige stammte von einem 56-jährigen Witwer. Verzichtete man in der LS generell auf eine Bildungswegdarstellung, nützten diese Distinktionsmöglichkeit in der OVZ bloß knappe fünf Prozent – hier war denn auch der einzige Maturant zu finden. 85% der chifffrelosen Adressaten wohnten im Bezirk Leoben,

jeweils knapp die Hälfte davon in Donawitz bzw. Leoben, während in der LS abermals die mangelnde Inserentenbindung im Lokalsegment sichtbar wurde (29% im Bezirk, keine in den Städten Leoben und Donawitz).

Kein einziges Stellengesuch wagte eine Gehaltsangabe, stattdessen boten immerhin drei OVZ-Inserenten eine Kaut ion (ein Fahrer gar 1.000 ÖS.). Mehr als einem Viertel der via OVZ Stellen Suchenden war die Berufsart gleichgültig, in der LS rund 17%. Bei den explizierten wurde in der OVZ zu 86% auf die Dienstleistungsbranchen fokussiert, jedoch war diesmal die Varianz innert dieser Branchen verhältnismäßig niedriger als in den verarbeitenden Gewerben und Industrien – hierin waren die einzigen (zwei!) Arbeiter zu verzeichnen –, in denen jedoch Schneiderei und Näherei dominierten. Bemerkenswert ist die Übereinstimmung von suchenden (67% innert der Dienstleistungsbranchen) und gesuchten (s. o.) Hausgehilffinnen wie in Gasthöfen einzusetzenden Köchinnen und Kellnerinnen (20%). Offenbar waren diese weiblich dominierten

<sup>71</sup> Vgl. Bundesamt für Statistik: *Ergebnisse der Volkszählung vom 22. März 1934*. H. 7. Wien 1935, S. 30; 31, Tab. 1.

<sup>72</sup> Sein Vater war zumindest 1908-13 Vorstand der Israelitischen Kultusinstitution Leoben (Vgl. *Grazer Israelitischer Gemeindebote*, 1. Juni 1908, S. 42; 1. November 1913, S. 84), er selbst Unterstützer des Verschönerungsvereins Leoben (Stadtarchiv Leoben,

Verschönerungsverein Leoben, Sch. 1, Mappen 1930, 1933, 1935, 1938).

<sup>73</sup> Der Verfasser überprüfte die namentlichen Stellenanbieter und -suchenden mittels seiner für ein geplantes Forschungsprojekt in Aufbau befindlichen Biographiendatenbank im Bezirk Leoben wohnhaft gewesener Juden.

Bereiche von einer hohen Fluktuation gekennzeichnet, was wiederum auf die vom industriellen Sektor am schnellsten entlassene weibliche, v.a. ungelernete Arbeitsbevölkerung<sup>74</sup> zurückwirkte und außerdem die Inanspruchnahme von Arbeitslosenunterstützung bar ausreichender Versicherungszeiten erschwerte. Skurril mutete das Stellengesuch zweier Militärmusiker an, Flügelhorn- und Klarinettenkenntnisse werden nicht leicht in ein Anstellungsverhältnis einzumünden gewesen sein. Der erwähnte Witwer suchte via LS einen bäuerlichen Arbeitgeber als Milchwirtschafter, der Rest der expliziten Stellengesuche verteilte sich auf die Hauswirtschaft.

Eine Zusammenfassung der in OVZ-Stellengesuchen neben Dienstzeugnissen (N=30) offerierten Kenntnisse brachte folgendes Ergebnis: Ein Drittel führte Kochen ins Rennen, knapp 20% Haushalts- und immerhin rund 13% Büroarbeitskenntnisse wie Maschinschreiben, Buchhaltung oder Stenographie. In je sechs Anzeigen versuchte man mit Schneidern, Kellnern und landwirtschaftlichen Fertigkeiten zu punkten, während die beiden Arbeiter Ziegelschlagen und Getreidemahlen angaben. In der LS war das Verhältnis zwischen haus- und landwirtschaftlichen Kenntnissen 13:3, andere Kenntnisse wurden nicht angegeben. Während im deutschnationalen Traditionsmedium zwei Anbieter eine gute Behandlung bzw. einen frauenlosen Haushalt als Bedingungen an den Arbeitgeber in spe anführten, wünschte sich in der LS ein aus Judenburg stammendes Mädchen eine christliche Familie.

So einmalig diese Eigenschaft genannt wurde, so gering bleibt auch die Repräsentativität der anderen bei nur zwölf publizierten Stellengesuchen: Soziale und äußerliche Eigenschaften wurden in der LS keine dargeboten, beruflich „gewissenhaft“ und im Zwischenmenschlichen „nett“, allenfalls „ehrlich“ gab man bzw. das junge Hausmädchen aus der Obersteiermark an zu sein. Immerhin 82-mal wurde das Selbstbild in der OVZ erläutert. Hier wurden gleich zehn berufliche Eigenschaften insgesamt 72-mal genannt, die Vielschichtigkeit reichte vom dominierenden Fleiß über Arbeitsort betreffende Flexibilität (13), Perfektion und Niederlohn bis zur selten gepriesenen Intelligenz. In 48 Nennungen von sieben Eigenschaften wurde versucht, mit emotionalen

Selbstbildaspekten den Arbeitgeber in spe zu ködern: Wir finden hier in derselben Quantität und Reihenfolge das Nettsein gefolgt von Ehrlichkeit. Der Anständigkeit und dem liebevollen Umgang mit Kindern folgten die in Angeboten nie geforderten Eigenschaften, ruhig und sparsam zu sein. Wie auch in den „ins Leere“<sup>75</sup> werbenden Personalanzeigen der über Stellen und möglicherweise familienerhaltende Einkommen gebietenden Diskursmächtigeren wurde innert dieses appellierenden Kommunikationsakts Devotion signalisiert. An (sehr wenigen) sozialen Eigenschaften finden wir nach der Kinderlosigkeit an erster Stelle erneut das schwer fassbare, geradezu den auch hiezulande bereits grassierenden Sozialdarwinismus als Durchleuchtungsperspektive ermunternde Beschreibungselement, aus gutem Hause zu kommen, gepaart mit gut erzogen zu sein. Jedoch waren explizit körperliche Selbstdarstellungen ähnlich rar gesät, Gesundheit und Kraft genügten. Eine fleißige wie flexible, billige und trotzdem perfekte weibliche Arbeitskraft für Haushalt und Küche, die nett, ehrlich und ohne Anhang doch aus gutem Hause war, entsprach geradezu der medialen Arbeitsmarktnachfrage.

Die Vermittlungsstelle der KFO<sup>76</sup> publizierte 1930-1933 elf Sammel- mit insgesamt 38 Einzelanzeigen, wobei sich je ein knappes Drittel in den Jahren 1930 und 1931 gruppierte. In Personen gemessen – manche der Annoncen nannten „einige“ als zu vermittelnde – war die eindeutige Hochzeit 1931. 50 plus „einige“ Frauen standen hier bloß zwei Männern gegenüber, ihren vagen Angaben nach waren sie allesamt jung. Bei einem Drittel fehlte die Berufsangabe bzw. wurde „Saisonposten“ angegeben, innerhalb der genannten Wirtschaftsarten standen drei potentiellen Landwirtschaftsarbeitern 33 Gesuche im Dienstleistungssektor gegenüber: 20-mal waren Köchinnen zu vermitteln, achtmal Hausgehilfinnen und fünfmal Kontoristen. Letzteren waren entsprechende Kenntnisse offenbar inhärent, während die Kochkenntnisse anzeigengemäß hervorgehoben wurden, dreimal gar als perfekt. Sieben Mädchen boten die Liebe zu Kindern als medialen Aufmerksamkeitsbonus.

Sieht man von drei Ausnahmen ab, wählten Arbeiter und Menschen mit Matura oder Hochschulabschluss (zumindest explizit) nicht den Weg eines medialen Stellengesuchs. In Anbe-

<sup>74</sup> 1929 waren im Hüttenwerk Donawitz neben 3.817 Männern nur 190 Frauen beschäftigt, und die in ungelerten Berufen wie „Platzarbeiterin, Eisenklauberin, Geränketrägerin, Kohlsortiererin und als Erzrösterin“

(Schleicher, *Heisses Eisen*, S. 232).

<sup>75</sup> Handlos, *Stellenanzeigen im Wertewandel*, S. 59.

<sup>76</sup> Nur in der OVZ machte der Steirische Arbeitsnachweis (Leoben/Eisenerz) auf seine Existenz aufmerksam.

tracht der Arbeitsmarktlage in den für sie in Frage kommenden Branchen – in Leoben-Donawitz v.a. die Metall-, Hütten- und Bergbauindustrie bzw. der kommunal-öffentliche Dienst – zeugt dies von einer helllichtigen Einschätzungsgabe. Wie oben skizziert, lag der gangbare Weg für erwerbslose Industriearbeiter neben dem öffentlichen Arbeitsnachweis im Beitritt zur industrienahe UG und der Hoffnung, dass deren Stellenvermittlung sie unterbrachte – wofür sie im positiven Fall von sozialdemokratischen Ex-Gewerkschaftskollegen beschimpft wurden. Mitglieder der CSP oder des Katholischen Bauernbundes werden ihr Vertrauen in deren Vermittlungskünste gelegt haben, jene der KFO mussten ihre berufliche Ausrichtung dem katholischen Frauenbild unterordnen. Stellenlosen Handelsmitarbeitern (wie auch Arbeitgebern im Handel) war die LS in Sachen Stellenanzeigen offenbar suspekt, obwohl deren Chefredakteur Josef Herzog gleichzeitig der Vereinigung christlichsozialer Handels- und Gewerbetreibender angehörte. Seine Druckerei publizierte im Mai 1929 bezeichnenderweise eine Broschüre zur planmäßig kolonialen Auswanderung von Arbeitslosen, Bauern und Handwerkern.<sup>77</sup> Deutschnationalismusabholde Höhergebildete werden wohl eine Auswanderung in urbane Zentren angedacht oder versucht haben, den familienlosen „Ausgesteuerten“ v.a. der ab 1933 zahlungsunfähigen Stadt Donawitz blieb entweder die Walz, der Gang zu karitativen Einrichtungen<sup>78</sup> – oder die Betteltour bei bekannt barmherzigen jüdischen Geschäftsleuten.<sup>79</sup>

## Fazit

Inmitten der an Schärfe zunehmenden Alteritätsdiskurse, die über parteipolitisch aktive Journalisten das Alltagsdispositiv einer von Überlebensnot gezeichneten Gesellschaft penetrierten, waren Arbeitsuchende in einer paradoxen Situation: Innert des medialen Stellenmarktes hätten sie mit persönlichkeitskonstitutiven Distinktionsmerkmalen operieren müssen, worüber sie institutionell distinktive Arbeitsvermittlungsstellen, die eine parteiische Deklaration verlangten, nicht aufklärten. Die mehrheitlich sozialdemokratisch orientierte Arbeiterschaft – Hauptopfer der erst strukturell, dann durch die Weltwirtschaftskrise bedingten Arbeitslosigkeit – war gezwungen, sich zu der vom größten regionalen Einzelarbeitgeber ÖAMG forcierten UG bzw. dem STHSCH zu bekennen. Frauen wiederum war es geboten, sich buchstäblich in häusliche Dienste zu inserieren, wofür ihnen die Anzeigenverwaltungen der deutschnational-faschistischen OVZ und der christlichsozial-politkatholischen LS zur Verfügung standen. Armutsbetroffene kamen hierin nicht zu Gehör und wurden stattdessen mit Pathosfloskeln wie Opfersinn und Würde trotz Armut – „Armut hat keine Würde. Armut ist Not, und Not muss gewendet werden.“<sup>80</sup> – abgespeist, während im redaktionellen Vordergrund bereits der Ideologienkampf um die „Volksgemeinschaft“ tobte.

### Roland STEINER (1971)

Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie Italianistik in Wien, Siena und Rom. Magisterarbeitsthema: Antisemitische Lokalmediendiskurse im Austrofaschismus (Abschluss: Frühjahr 2010). Studienassistent am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien (Schwerpunkte: Kommunikationsgeschichte, Medienkultur, Kommunikationsethik, Medienpolitik), Schriftsteller (Publikationen in Zeitschriften, Hörfunk, Verlagen, Online-Medien) und Literaturkritiker.

<sup>77</sup> Vgl. Berger, Ing. Alois / Wernegg, Ing. Karl: *Die koloniale Siedlungs-Genossenschaft der Auswanderer. Eine aufklärende Schrift für planmäßige Siedlung im Auslande*. Leoben 1929, S. 3.

<sup>78</sup> Ausspeisungen gab es z.B. im Redemptoristenkloster sowie in Asyl und Spital (*Gestohlene Jugend*, S. 34-38).

<sup>79</sup> „Man mußte ja fast betteln gehen hier. [...] Die Juden hier

haben immer ein offenes Herz gehabt (...).“ (Franz Schick, zit. n. Stocker, Karl: *Geschichtswerkstatt Leoben: Leben und Arbeiten im Bezirk Leoben*. Wien/Köln 1989, S. 20)

<sup>80</sup> Claussen, Johann Hinrich: *Das Elend ist konkret*. In: *Die Zeit*, 19. November 2009, S. 50.

# „Meine Lieblingsbeschäftigung ist fernsehen und ich schlafe ab und zu auch gern“

Medien- und Konsumwelten von Kindern und Jugendlichen in sozialen Randlagen

Beate Großegger

Simon ist sechs Jahre alt und ein echter Pokemon-Fan. Er zögert kein bisschen, als er gefragt wird, was er sich wünschen würde, wenn eine Fee käme und er drei Wünsche frei hätte:

*Ich würde mir wünschen, dass ich alle Pokemons der Welt hätte, weil ich Pokemons liebe. Ich täte mir wünschen, dass ich drei lebendige Pokemons hätte: ein lebendiges Garados, ein lebendiges Dialga und ein lebendiges Palkia. Dann täte ich mit meinem Garados baden können und mit dem Dialga und mit dem Palkia täte ich durch Raum und Zeit reisen können – dahin, wo die Libelldra wohnt. Da will jedes Kind hin: wegen den Elfen. Die erfüllen einem jeden Wunsch – nicht nur drei. Die erfüllen einem jeden Tag Wünsche und die bleiben bei einem, bis man uralt ist.*

Simons Redefluss ist kaum zu stoppen, wenn es um Pokemons geht. Für ihn sind seine Pokemons mehr als nur populäre Helden der Kindermedienkultur, er sieht in ihnen echte Gefährten seines kindlichen Alltags.<sup>1</sup>

Simon wirkt wie ein durchschnittlicher Sechsjähriger, der in die so genannte Medien- und Konsumgesellschaft hineingeboren und mit Kindermedienmarken sozialisiert wurde. Zumindest auf den ersten Blick bzw. solange man über die Lebenssituation seiner Familie wenig weiß. Simon wächst nämlich in einer sogenannten Randlage auf. Simons Eltern sind Drop-outs: Sie haben die Schule abgebrochen und nie einen „richtigen“ Beruf gelernt. Ein geregeltes Erwerbsarbeitsleben in unselbständiger Beschäftigung und damit verbunden ein fixes Erwerbseinkommen ist in der Welt, in der sie leben, ein Fremdwort. In ihren beruflichen Karrieren sind sie über eine lose Aneinanderreihung von Gelegenheitsjobs nie hinausgekommen. Nie waren sie über längere Zeit in einem sozialversicherungspflichti-

gen Beschäftigungsverhältnis und haben daher auch nicht ausreichend Arbeitslosenversicherungszeiten angesammelt, um Arbeitslosengeld beziehen zu können. Mit „Tupper-Ware-Parties“ und „illegalem Kraftfahrzeugfahren“ bestreiten sie einen Gutteil ihres Lebensunterhalts. Erstaunlich selbstbewusst stehen sie dazu, dass sie auch in illegale Bereiche der Schattenwirtschaft ausweichen, um ihre kleine Familie zu finanzieren. Beide Eltern sind gerade einmal Mitte Zwanzig und scheinen sich dennoch damit abgefunden zu haben, dass sich ihre Lebenssituation zukünftig wohl kaum maßgeblich ändern wird. Lebensziele, die „Otto Normalverbraucher“ anspornen, sind ihnen fremd: morgens aufzustehen, um zur Arbeit zu gehen, einen Job zu finden, in dem man sich mit all seinen Qualifikationen einbringen und selbstverwirklichen kann oder das Geld, das man hat einzuteilen und für später etwas zurückzulegen.

Auf den nicht-legalen Status seines Broterwerbs angesprochen, meint der Vater: *Wie es mir geht mit der Arbeit? Solange mich die Polizei nicht erwischt, gut. Es ist nicht fad [...] – jeden Tag verschiedene Arbeit: das ist das Beste. Weil du machst [morgen; Anm. B.G.] nicht, was du heute gemacht hast. [...] Und du weißt nicht, was du machen wirst. Du bist gespannt, was kommt. Das ist das Tolle daran.* Die Sozialwelt, in der unser kleiner Pokemon-Fan Simon aufwächst, wirkt wie ein Pendant zur Gesellschaft der vollwertig Integrierten und Inkludierten: als eine Gesellschaft der sozial und kulturell Abgehängten und Desintegrierten, die losgelöst ist von den Fragen, Themen und zu einem Teil wohl auch von den Werten der Mehrheitsgesellschaft. Das zeigt sich im Großen wie im Kleinen, in scheinbaren Banalitäten des Alltags, etwa wenn Simon offen und ohne Schamgefühl davon erzählt, wie er normalerweise sein Frühstück einnimmt:

<sup>1</sup> Vgl. Paus-Haase, Ingrid et al.: *Faszination Pokémon. Ergebnisse der Produktanalyse.* In: *Medien Journal* 1/2002,

S. 13-19.

*Ich stehe am Morgen auf. Ich gehe aus dem Bett und die Mama schläft noch. Und dann gehe ich ins Kinderzimmer und fernsehe ein bisschen. Dann gehe ich zurück und frage die Mama, ob ich mir schon etwas aus dem Kühlschrank holen darf. Ich hole mir was aus dem Kühlschrank und dann gehe ich fernsehen.*

Simon ist eines von 16 Kindern und Jugendlichen, die im Rahmen der vom *Institut für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at* durchgeführten qualitativen Grundlagenstudie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive“<sup>2</sup> über ihren Alltag in einer Familie in exklusionsgefährdeter Lage berichteten<sup>3</sup> und er ist zugleich eines von jenen Kindern und Jugendlichen in Österreich, die in einer sozialen Randlage aufwachsen (müssen) und somit Kinder des „abgehängten Prekariats“ sind.<sup>4</sup>

## Kindheit und Jugend am Rande der Gesellschaft: Worüber sprechen wir überhaupt?

Modernisierungsprozesse haben in den vergangenen Jahrzehnten für einen dynamischen gesellschaftlichen und sozialen Wandel gesorgt. Sie haben in nahezu allen Lebensbereichen Spuren hinterlassen, auch die Ausdrucksformen sozialer Ungleichheit in unserer Gesellschaft haben sich

verändert. Theoretische und empirische Ansätze, mit denen man seitens der Sozialwissenschaften Ungleichheit und soziale Ausgrenzung in den Fokus nimmt, wurden im Zuge dessen weiterentwickelt. Während traditionelle Ansätze der Ungleichheitsforschung soziale Ungleichheit primär über schichtspezifische Hierarchiepositionen nach dem Prinzip „Oben versus Unten“ argumentieren, fokussieren neuere Ansätze der Exklusionsforschung darauf, wo, wie und warum es in unserer Gesellschaft auch quer zur sozialen Schichtung zu Ungleichheit und Ausgrenzung von vollwertiger Teilhabe kommt.<sup>5</sup> Hier „geht es nicht mehr allein um die Frage von Unten und Oben, sondern um die von Drinnen und Draußen.“<sup>6</sup> Oder anders gesagt: Es geht um die Frage, wer in unserer Gesellschaft vollwertig dazu gehört und wer nicht.

In der Auseinandersetzung mit sozialen Ausgrenzungsphänomenen unterscheidet die Exklusionsforschung zwischen objektiven Exklusionskonstellationen und subjektivem Exklusionsempfinden. Mit objektiven Exklusionskonstellationen sind konkrete Benachteiligungen bei der Verteilung allgemeiner Güter gemeint. Angesprochen sind damit sogenannte benachteiligte Lebenslagen oder – im Falle größer dimensionierter Benachteiligungen – akute Marginalitätspositionen, die sich im wesentlichen durch prekäre materielle Lebensverhältnisse, Bildungsdefizite,

<sup>2</sup> Großegger, Beate: *Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive. Familienalltag in benachteiligten Lebenslagen: Marginalisierungserfahrungen, Exklusionsempfinden und Bewältigungsstrategien von Kindern, Jugendlichen und deren Eltern. Berichtsband zur Eigenstudie des Instituts für Jugendkulturforschung*. Wien 2009.

<sup>3</sup> Im Rahmen der vom *Institut für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at* durchgeführten qualitativen Grundlagenstudie wurden 42 problemzentrierte Interviews mit sechs- bis 22-jährigen Kindern und Jugendlichen sowie deren Eltern durchgeführt, um Erkenntnisse über die vielfältigen Ausdrucksformen von sozialer Benachteiligung und Exklusion zu erhalten, vor allem aber auch, um lebensweltliche Sichtweisen und Handlungsstrategien Betroffener zu explorieren. Es wurden insgesamt 16 Familien, die unterschiedliche Ausdrucksformen einer benachteiligten Familiensituation repräsentieren, untersucht. Die in die Familienstichprobe einbezogenen Fälle wurden mittels Screening nach theoretisch begründeten Kriterien ausgewählt (purposive sample). Screeningkriterien waren die in der Fachliteratur als zentrale Exklusionsfaktoren genannten Kriterien „niedrige Bildung“, „Migrationshintergrund“, „Leben in einer kinderreichen Familie“, „Leben in einer AlleinerzieherInnenfamilie“. Die Auswahl der in die Untersuchung einbezogenen Familien (Kinder/Jugendliche und deren Eltern) erfolgte so, dass jede der Familien von mindestens einem dieser vier Exklusionsfaktoren betroffen war, wobei die Stichprobe so angelegt wurde, dass ein Teil der in die Untersuchung

einbezogenen Familien lediglich eines der vier genannten Exklusionskriterien aufwies, während ein zweiter Teil von bis zu drei Exklusionsfaktoren betroffen war, um auf Basis der erhobenen Daten einen systematischen Vergleich von Problematiken, die aus Einfachbenachteiligungen resultieren, und Problematiken, die sich aus kumulierten Benachteiligungen ableiten, anstellen zu können. Detaillierte Informationen zum Studiendesign sind online verfügbar unter: [http://www.jugendkultur.at/Exklusion\\_Modul2\\_Studiendesign.pdf](http://www.jugendkultur.at/Exklusion_Modul2_Studiendesign.pdf)

<sup>4</sup> Im Begriff „abgehängtes Prekariat“ sind zwei im Zusammenhang mit sozialen Exklusionsphänomenen relevante Bedeutungsdimensionen gebunden: einerseits die materielle Dimension des Mangels (materielle Prekarität bzw. Mangel an materiellen Ressourcen) sowie andererseits die Dimension sozialer Entbettung, die sich im Status eines vom Alltag der Integrierten Abhängtenseins ausdrückt.

<sup>5</sup> Siehe insbesondere Bude, Heinz: *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München 2008; Bude, Heinz / Lantermann, Ernst-Dieter: *Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 58, 2/2006, S. 233-252; Bude, Heinz / Willisch, Andreas (Hrsg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg 2006; sowie Kronauer, Martin: *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*. Frankfurt/New York 2002.

<sup>6</sup> Bude/Willisch, *Das Problem der Exklusion*, S. 8.

mangelnde Integration ins Erwerbsarbeitsleben und mangelnde Einbindung in soziale Netzwerke charakterisieren. Besonders betroffene Bevölkerungsgruppen sind Arbeitslose, MigrantInnen, Alleinerziehende sowie kinderreiche Familien, Bildungsferne und Menschen, die auf mehreren Ebenen objektiv benachteiligt sind. Im Fall der letzten Gruppe spricht man von „kumulativer Problematik“ bzw. „kumulierten Benachteiligungen“, wobei in der aktuellen Exklusionsdebatte betont wird, dass geringe Qualifikation bzw. niedrige formale Bildung als ein „benachteiligendes Querschnittsmerkmal“<sup>7</sup> angesehen werden muss.

Neben diesen objektiven Benachteiligungen ist für ein umfassendes Verständnis von Exklusionsphänomenen aber auch das subjektive Exklusionsempfinden derer, die sich von Ausgrenzung bedroht oder bereits ganz konkret betroffen fühlen von Bedeutung. Der Begriff „Exklusionsempfinden“ fokussiert auf soziale Selbsteinordnung, die nach dem für soziale Exklusion charakteristischen Prinzip von „Drinnen und Draußen“ funktioniert. Hier geht es um das Gefühl, ins gesellschaftliche Abseits zu geraten und nicht mehr richtig dazuzugehören. Exkludiert zu sein bedeutet demnach, sowohl nach objektiven Kriterien als auch nach subjektivem Empfinden abgehängt zu sein von denen, die im Status der gesellschaftlich akzeptierten Standards leben, und ausgeschlossen zu sein von der sozialen und kulturellen Welt, in der vollwertig Integrierte und Inkludierte leben. Soziale Exklusion markiert demnach einen Gegenpart zu vollwertiger gesellschaftlicher Teilhabe.

Integration ins Erwerbsarbeitsleben gilt in unserer Gesellschaft als Gradmesser für soziale Integration. Eine gelungene Bildungsintegration (bei Kindern und Jugendlichen) sowie eine gelungene Arbeitsmarktintegration (bei Erwachsenen im erwerbsfähigen Alter) sind zentrale Faktoren, die darüber entscheiden, ob Menschen als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft anerkannt werden oder ob sie außen vor bleiben, sprich: zu den „Outsidern“ zählen. Daraus folgt, dass eine misslungene Bildungs- bzw. Arbeitsmarktintegration nahezu automatisch zu einem Teilhabe bedrohen-

den Szenario wird. Abgesehen davon leben Betroffene meist in materiell instabilen Lebensverhältnissen. Vielfach laufen materielle Knappheit, prekäre Beschäftigung, Verschuldung bis hin zu verfestigter Armut, aber auch soziale Vereinsamung, gesundheitliche Probleme und mangelndes psychisches Wohlbefinden mit einer mangelnden Bildungs- und Arbeitsmarktintegration parallel, überlagern sich und verdichten sich zu „Multiproblematiken“. Bezogen auf familiäre Kontexte bedeutet dies nicht nur hohen (negativen) Stress für die Eltern, sondern auch (negativen) Stress für Kinder und Jugendliche, die in diesen Familien aufwachsen. Die vom *Institut für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at* durchgeführte Grundlagenstudie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive“ knüpft an diese Überlegungen der Exklusionsforschung an und rückt die Frage in den Mittelpunkt, was passiert, wenn Kinder und Jugendliche in einer exklusionsgefährdeten bzw. exkludierten Lage aufwachsen. Es geht um Desintegrationserfahrungen, die in jungem Lebensalter gemacht werden, und darum, wie Kinder und Jugendliche diese verarbeiten. Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, dass Kinder und Jugendliche in der sozialwissenschaftlichen Forschung bislang vorzugsweise als Ursache bzw. Verstärker von Exklusionseffekten thematisiert wurden. Wie Kinder und Jugendliche mit prekären Lebenssituationen umgehen und ob bzw. wie sie diese reflektieren, hat kaum interessiert. Wie ein instabil-prekärer Status der Eltern auf Kinder und Jugendliche wirkt, darüber weiß man wenig. Und auch wie diese Kinder und Jugendlichen ihren Alltag organisieren und die ihnen verfügbaren Ressourcen managen, um in einer sozialen Randlage für sich selbst ein bestimmtes, unhinterfragtes Maß an subjektiv empfundener Alltagsnormalität zu schaffen, hat bislang kaum beschäftigt.

Bemerkenswert ist, dass, wenn Kinder und Jugendliche aus sozialen Randlagen Thema sind, ihnen in den seltensten Fällen ein Subjektstatus zuerkannt wird und sie stattdessen meist – ausgehend von einem stereotypen Denken, mit dem Menschen aus den Bildungsschichten mitleidvoll auf die sogenannte Unterschicht blicken – als passive Versorgungsfälle bzw. gegenwarts- wie

<sup>7</sup> Ebd., S. 10.

auch zukunftslose Opfer des Systems skizziert werden. Die Grundlagenstudie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive“ zeigt jedoch, dass betroffene Kinder und Jugendliche dieses Klischee nur zum Teil erfüllen. Teils treten sie auch sehr selbstbewusst aus der ihnen zugeschriebenen passiven Opferrolle heraus, etwa indem sie über alltagskulturelle Praxen Anschluss an die Medien- und Konsumkulturen der „Gesellschaft der Gleichaltrigen“<sup>8</sup> suchen. Mit großer Selbstverständlichkeit weben sie Medien und Konsum als Grundelemente des Lebens im 21. Jahrhundert in ihren persönlichen Alltag ein. Wenngleich sie in einer sozialen Randlage leben, nutzen sie Medien wie auch Markenprodukte zur Strukturierung des Alltags, um an die Gesellschaft der Gleichaltrigen anschlussfähig zu sein, aber auch, um persönliche Lebens- bzw. Selbstorientierung zu finden.

Jugendliche versuchen – anders als Kinder, deren alltagskulturelle Praxen noch sehr stark vom Handlungsrahmen, den ihnen die Eltern ermöglichen, geprägt wird – den Mangel an Möglichkeiten, durch den sich ihre objektive Lage charakterisiert, in den für sie relevanten alltagskulturellen Bereichen selbst zu managen. Dabei lassen sich zwei gegenläufige Muster beobachten:

- *eine ausgeprägte Konsum- und Markenorientierung, die der eigenen prekären materiellen Lage zum Trotz von den Jugendlichen selbstbewusst vorgetragen wird und mit der sie sich den mitleidsvollen Blicken der integrierten und inkludierten Mehrheitsbevölkerung entziehen;*
- *und – alternativ dazu – ein Rückzug in die Welt der häuslichen Privatheit und eine damit verbundene Intensivierung des Medienkonsums, in dem eine Einschrumpfung der Lebensäußerungen zum Ausdruck kommt, ähnlich wie sie vor rund acht Jahrzehnten von Marie Jahoda et al. am Beispiel der Arbeitslosen von Marienthal beschrieben wurde<sup>9</sup>; Fernsehen wird hier zur „Lieblingsfreizeitbeschäftigung“, zumal es hilft, die Zeit totzuschlagen, und jenen, die ins gesellschaftliche „Off“ geraten sind, das Gefühl gibt, noch ein wenig davon mitzubekommen, was draußen in der Welt bzw. drinnen in der Gesellschaft abläuft.*

## Mehr scheinen als sein und sich gut fühlen: Konsumorientierung in sozialen Randlagen

Marktforschungsstudien zeichnen generell ein freundliches Bild der Markenorientierung Jugendlicher: Marken unterstützen Jugendliche darin, ihren persönlichen Stil zu finden und Zugehörigkeit auszudrücken; sie

*„[...] spielen für die Jugendlichen eine zentrale Rolle, denn sie geben Halt bei der Bewältigung des jugendlichen Alltags und helfen, mit Pubertätsproblemen klarzukommen, definieren die eigene, individuelle Persönlichkeit, stärken das Selbstbewusstsein, verhelfen zur Akzeptanz und Integration im Freundeskreis.“<sup>10</sup>*

Die Jugendlichen, von denen hier die Rede ist, sind freilich Jugendliche, die in einer materiell weitgehend gesicherten Lage leben und sich Markenorientierung leisten können. Doch was ist mit jenen, die in prekären Verhältnissen leben und für die das nicht in gleichem Maße gilt?

Auch sie konsumieren – so gut es eben geht. In den Konsumpräferenzen dieser Jugendlichen rangieren Dinge, die Prestige bringen (und insofern das Mit-dabei-Sein in der Gesellschaft der Gleichaltrigen unterstützen), und Dinge, die Spaß machen, ganz weit oben. Die Logik ist simpel: Wenn man nichts hat und (aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft) nichts ist, versucht man, mehr zu scheinen als man tatsächlich ist, und man träumt von imagetragenden Markenprodukten, die – wenn man sie konsumiert – auf einen selbst positiv rückwirken. Gerade für Jugendliche, die in einer sozialen Randlage leben, gilt: Der Selbstwert steigt, wenn etwas konsumiert wird, was weder lebensnotwendig, noch gemessen an der eigenen prekären Lebenssituation im engeren Sinne „sinnvoll“ ist. Ein an Prestigegewinn orientierter demonstrativer Konsum, wie wir ihn hier beobachten können, bringt nämlich nur dann Prestige, wenn man das, was konsumiert wird, nicht zum Leben braucht. Darauf hat bereits Veblen in seiner 1899 erstveröffentlichten und heute als Klassiker der Soziologie geltenden *Theorie der feinen Leute* hingewiesen: „Die gesam-

<sup>8</sup> Zinnecker, Jürgen et al.: *Null Zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrtausends*. Opladen 2002.

<sup>9</sup> Jahoda, Marie et al.: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziologischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der*

*Soziographie*. Frankfurt/Main 2002.

<sup>10</sup> Bauer Media KG: *Bravo Faktor Jugend 8. Now and Forever – jugendliche Markenbeziehungen in der Retrospektive*. In: <http://www.bauermedia.de/uploads/media/jugend8.pdf> (10. Oktober 2009).

te Geschichte demonstrativen Verbrauchs [...] wird natürlich von einer Bedingung beherrscht, nämlich der, dass die Ausgaben, sollen sie das Ansehen des Konsumenten auch wirklich erhöhen, überflüssig sein müssen.<sup>11</sup> Ansonsten ticken Jugendliche in sozialen Randlagen, was ihre Konsumpräferenzen betrifft, ähnliche wie Jugendliche, die in gesicherten Lagen in der Mitte der Gesellschaft aufwachsen können. Auch sie sind in der bzw. durch die Konsumgesellschaft sozialisiert, auch sie stärken ihr Selbstbewusstsein durch Konsumpartizipation, auch sie kennen die „Must-Haves“ und die absoluten „No-Gos“, und auch sie suchen bei imagetragenden Marken Halt.

Marken sind deshalb so attraktiv, weil sie ein assoziatives Feld von Eigenschaften auf tun und damit eine ganz bestimmte ästhetische und soziale Welt herstellen<sup>12</sup>, an der der Markenkonsument allein dadurch, dass er die Marke konsumiert, teilhaben kann. Hat eine Marke Prestige, überträgt sich das prestigeträchtige Image auf den Konsumenten. So einfach ist das Prinzip, auf dem Markenkommunikation basiert. Gerade für bildungsferne männliche Jugendliche und insbesondere für männliche Jugendliche aus bildungsfernen Migrationsmilieus kann „Marken-Geprotze“ ein subjektiv wichtiger selbstwert- und identitätsstiftender Faktor sein: Man raucht teure Zigarettenmarken mit traditionell männlichem Image – Marlboro ist hier etwa nach wie vor ein Klassiker – und träumt davon, irgendwann einmal reich zu sein und mit einem dicken BMW vor seinen Leuten vorzufahren. SozialpädagogInnen wissen, wie wichtig es gerade für diese Jugendlichen ist, dass das, was sie konsumieren bzw. was fester Bestandteil ihrer Konsumräume ist, kein No-Name-Produkt ist, sondern ein „herzeigbares“ Markenimage hat:

*Wenn es ein Auto ist, dann muss es ein BMW sein. [...] Die würden zum Beispiel niemals mit einem Ford Escort fahren. Die könnten den geschenkt kriegen, die würde ihn nicht einmal*

*nehmen. Weil, das ist ja uncool. Da könnte er weder seine Freundin abholen, noch zu einem Freund fahren. Es muss ein Bayerischer sein. Und wenn es kein Bayerischer ist, dann muss er zumindest getuned sein.<sup>13</sup>*

Stellt man diesen Jugendlichen im Rahmen einer Gruppendiskussion die (zumindest aus ihrer Sicht) blöde Frage „Habt ihr einen besonderen Wunsch für eure Zukunft?“, antworten sie, die bereits jetzt in jungem Lebensalter auf der VerliererInnenseite der Gesellschaft stehen und das Gefühl haben, daran in Zukunft kaum etwas ändern zu können, mit überzeugend gespielter, demonstrativer Präpotenz: „Ja, dass ich eine goldene Klomuschel hab.“<sup>14</sup> Auf KonsumkritikerInnen aus bildungsnahen und ökonomisch weitgehend gesicherten Milieus mag dieses Statement vielleicht irritierend wirken (vermutlich nicht zuletzt deshalb, weil es mit der Klischeevorstellung von der sozialen Randständigkeit der passiven Versorgungsklasse bricht). Und doch zeigt es im Wesentlichen lediglich an, wie unsere Gesellschaft funktioniert – nämlich nach dem Prinzip: „Wer nichts ist und wer nichts hat, der ist nichts wert.“ Und es zeigt darüber hinaus auch an, dass Jugendliche in sozialen Randlagen dieses Prinzip nur zu gut kennen. „Wenn der soziale Vergleich im Denken der Menschen eine wichtige Rolle spielt, treten Konsumgüter in der Vordergrund, die sich besonders gut zur Symbolisierung von Rangunterschieden eignen“<sup>15</sup> – was Gerhard Schulze als soziale Gesetzmäßigkeit formuliert, wenden jugendliche Modernisierungsverlierer in ihrem persönlichen Alltag als praktische Handlungsregel an.

Die Art und Weise, wie Jugendliche aus sozialen Randlagen demonstrativ konsumieren oder wie sie offen bekennen, dass sie dies, wenn sie nur genügend Geld hätten, gerne tun würden, ist letztlich nichts anderes als eine Reaktion auf das bereits von Veblen Ende des 19. Jahrhunderts formulierte und offenbar noch immer gültige Gesetz: Ein billiger Mantel macht einen billigen Mann.<sup>16</sup> Um nicht als „billiger Mann“ zu gelten,

<sup>11</sup> Veblen, Thorstein: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen.* Frankfurt/Main 2007, S. 103.

<sup>12</sup> Stauffer, Isabelle: *Faszination und Überdruss. Mode und Marken in der Popliteratur.* In: Tacke, Alexandra / Weyand, Björn (Hrsg.): *Depressive Dandys. Spielformen der Dekadenz in der Pop-Moderne.* Köln/Weimar/Wien 2009, S. 39-59, S. 49.

<sup>13</sup> Gruppendiskussion mit SozialarbeiterInnen aus Graz und Graz-Umgebung, durchgeführt vom Institut für Jugendkulturforschung – *jugendkultur.at* im Rahmen des

Eigenforschungsschwerpunktes „Exklusion“, Juni 2009.

<sup>14</sup> Gruppendiskussion mit 11- bis 14-jährigen männlichen Jugendlichen aus exklusionsgefährdeten Lagen aus Niederösterreich, durchgeführt vom Institut für Jugendkulturforschung – *jugendkultur.at* im Rahmen des Eigenforschungsschwerpunktes „Exklusion“, Juni 2009.

<sup>15</sup> Schulze, Gerhard: *Die beste aller Welten. Wobin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?* München/Wien 2003, S. 54f.

<sup>16</sup> Vgl. Veblen, *Theorie der feinen Leute*, S. 164ff.

kratzt man für einen „teuren Mantel“, sprich Marken-Turnschuhe, Marken-T-Shirts, das neueste Handy-Modell etc., eben all sein Geld zusammen (und verzichtet auf vieles, was „Otto Normalverbraucher“ als sinnvoll erachten würde oder, gemessen an dessen Normalitätsstandards, Lebensqualität bedeuten könnte).

Neben demonstrativem Konsum zeichnet sich in den Konsumkulturen bzw. im Konsumverhalten von Jugendlichen in sozialen Randlagen aber auch noch ein weiteres Muster ab (das im übrigen bei Jugendlichen, die nicht zu den VerliererInnen unserer Gesellschaft zählen, ebenso verbreitet ist): erlebnisorientierter Konsum, der dem Konsumierenden ein gutes (Selbst-)Gefühl vermittelt. Typisch für erlebnisorientierte KonsumentInnen ist, dass sie sich aktiv mit den sie umgebenden Konsumwelten auseinandersetzen: Sie wissen, was ihnen gefällt bzw. mit welchen Produkten sie sich positive Gefühle verschaffen wollen und können. Sie sind gewissermaßen ExpertInnen „der Selbstmanipulation durch Konsum“<sup>17</sup> und demnach selbstbewusste AkteurInnen der sogenannten Konsumgesellschaft.

Für Jugendliche in exklusionsgefährdeten Lagen ist erlebnisorientierter Konsum eine Möglichkeit, ihrer tristen Lebenssituation zumindest punktuell zu entfliehen. Shopping wird hier zu einem probaten Mittel der Alltagskompensation. Besonders Mädchen und junge Frauen scheinen dafür empfänglich. Hilal etwa ist eine 19-jährige, deren Lebenssituation und Lebensperspektiven im Rahmen der Grundlagenstudie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive“ Thema waren. Hilal stammt aus einer türkischen Mehrkindfamilie, ihr Vater ist Stückerbeiter in einer Fabrik, ihre Mutter versucht gerade ihren Hauptschulabschluss nachzumachen. Sie selbst hat zwei Mal die Schule abgebrochen und repräsentiert geradezu prototypisch den perspektivenlosen Drop-out. Die meiste Zeit sitzt sie zuhause und tut nichts. Wenn es sich ergibt, nimmt sie verschiedenste Gelegenheitsjobs an, um ein bisschen Geld zu haben und erlebnisorientiert shoppen zu können. „Ich bin immer pleite“, erzählt sie. „Egal wie viel ich verdiene. Wenn ich das Geld bekomme, dann geh’ ich gleich einkaufen.“ Sie sieht keinen Grund, sich dafür zu schämen. Die materiell prekäre Situation ihrer Eltern ist Hilal bewusst. Die Familie ist verschuldet, das Einkommen des

Vaters nicht groß, und es sind vier Kinder zu ernähren. Hilal kann bei ihren Eltern wohnen so lange sie will und wird dort auch verköstigt, darüber hinaus kann sie von elterlicher Seite aber auf keine finanziellen Zuwendungen hoffen. Teilhabe an jugendlichen Konsumkulturen ist für sie daher nur sehr eingeschränkt möglich. Vermutlich ist es deshalb für sie auch so wichtig, konsumieren zu können. An dieser Stelle verschränken sich bei Hilal Dimensionen eines demonstrativen und eines erlebnisorientierten Konsums: Sich materielle Wünsche zu erfüllen, macht sie glücklich und steigert ihren Selbstwert. Etwas tun zu können, was nicht alle tun bzw. sich nicht alle leisten können, bedeutet für sie Lebensqualität. Einmal im Jahr mit der Familie in die Türkei in den Urlaub zu fliegen, sei toll, sagt sie, denn auf Urlaub fliegen, das mache nicht jeder. Es tut (ihr) gut, etwas zu machen, was, vermittelt über die materielle Ebene, soziale Distinktion ermöglicht. So drastisch das auch klingen mag: In Hilals persönlichem Bewertungssystem bedeutet dies, sich gegenüber den „noch Randständigeren“ positiv abzuheben. Und das ist für sie in ihrer konkreten Lebenssituation eben ein gutes Gefühl.

Selbst junge Menschen, denen es materiell noch schlechter geht als Hilal und die sich bereits in jungem Alter darauf eingestellt haben, ein Leben in Langzeitarmut zu führen, lassen sich die Koketterie mit den schillernd-bunten Konsumwelten nicht verbieten. Gerade für diejenigen, die tagtäglich gezwungen sind, eigene Ansprüche zu reduzieren, ist die Flucht in die Welt abgehobener Konsumwünsche ein Beitrag zur Bewältigung ihres prekären Alltags. Aus konkreten Defiziterfahrungen sprießen hier Sehnsüchte nach einem Stückchen konsumierbarem Luxus. Realitätsfliehend und begehrt schießt man hier in ein fernes Schlaraffenland. Und einmal mehr steht man offen dazu, dass man sich, wenn nur etwas mehr Geld verfügbar wäre, zuallererst den Wunsch nach einem kleinen bisschen (überlebensnotwendigen) Luxus erfüllen würden, bevor man daran ginge, in „sinnvolle“ Dinge zu investieren. Bei Verena, 22 Jahre, ist das etwa der Fall. Sie ist in einer Sozialhilfefamilie aufgewachsen und hat vor vier Jahren ihre kaufmännische Lehre abgebrochen – seither ist sie arbeitslos und lebt „auf Stütze“. Kürzlich hat sie ihr Ex-Freund krankenhausreif geprügel, jetzt bekommt sie zusätz-

<sup>17</sup> Schulze, *Die beste aller Welten*, S. 57.

lich zur Sozialhilfe noch „Pflegegeld“. Zum Lebensmittelkauf geht sie in den Sozialmarkt, dort ist sie mit den Angeboten zufrieden. Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Situation hat sie kaum, Träume dafür schon. Was sie auf jeden Fall irgendwie schaffen möchte, ist, aus dem Sozialhilfehaushalt ihrer Mutter auszuziehen. Wichtig ist ihr, „dass ich eben eine Wohnung kriege – das möchte ich schaffen“, sagt sie. Und wenn die Wohnung erst einmal da ist, träumt sie, inspiriert durch eine populäre MTV-Serie, von Pimp my home: „Eine neue Badewanne, das ist das Wichtigste: mit einem kleinen Whirlpool. Da gibt es so Düsen. Die kaufe ich mir rein.“

Verglichen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist die Konsumorientierung bei Kindern aus exklusionsgefährdeten Familien noch sehr einfach gestrickt. Das Gesetz „Geld regiert die Welt“ spielt im kindlichen Denken noch keine große Rolle. Die Konsumwünsche der Kinder sind primär aus dem Bedürfnis nach viel „coolem“ und „lustigem“ Spielzeug abzuleiten. Was „cool“ und „lustig“ ist, lernen sie aus den Medien und im Freundeskreis. Dort sehen sie „lustige“ Spielsachen und wollen diese dann eben auch selbst haben. Bei den in der Grundlagenstudie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive“ untersuchten Kindern finden sich die Spielkonsolen *Playstation* und *Wii* sowie *Pokemon* in den persönlichen Wunschlisten ganz oben, was darauf hinweist, dass Kinder aus Familien in benachteiligten Lebenslagen heute ähnlich wie Kinder aus nicht-benachteiligten Familien eine ausgeprägte Medienkindheit erleben. MedienheldInnen dienen ihnen als GefährtInnen im Alltag wie auch als Projektionsflächen für allerlei Wünsche und Phantasien. Unterhaltungstechnologien sind für sie fester Bestandteil einer (zeitgemäß-)kindgerechten Spielkultur.

Können Eltern die Konsumwünsche ihrer Kinder aufgrund der prekären materiellen Lage nicht erfüllen, agieren sie, wie die Studie zeigt, vielfach sehr geschickt, um dem subjektiven Erleben einer sozialen Benachteiligung bei den Kindern vorzubeugen. Sie bieten Erklärungen an, die für die Kinder nachvollziehbar und insofern akzeptabel sind: beispielsweise dass sie für das, was sie sich jetzt so sehr wünschen, einfach noch zu klein wären. Für die Kinder bedeutet dies, dass sich ihre Wünsche dann später, wenn sie größer sind, erfüllen werden. Oder auch, dass sie nicht ausreichend brav waren etc., was aus kindlicher Sicht nichts anderes heißt, als: Ich muss einfach braver sein, dann werde ich meine Wünsche erfüllt

bekommen. Werden von elterlicher Seite derartige Vertröstungsstrategien gewählt, führen eingeschränkte Möglichkeiten zur Konsumpartizipation bei Kindern im Grundschulalter nicht notwendigerweise bereits zu Marginalisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen.

## **Flucht in die Pseudo-Partizipation: mediale und soziale Parallelwelten des abgehängten Prekariats**

Aufwachsen in einer materiell prekären Lage bedeutet nun aber nicht nur eingeschränkte Möglichkeiten, was die Erfüllung materieller Wünsche betrifft. Aufwachsen in einer materiell prekären Lage bedeutet vielfach auch Einschränkungen im Bereich außerhäuslicher Aktivitäten, denn außerhäusliche Freizeitaktivitäten sind mehrheitlich mit Kosten verbunden: Sei es, weil man ein spezielles Equipment benötigt, um eine Freizeitaktivität überhaupt ausüben zu können, sei es, weil man für die Nutzung einer Freizeitinfrastruktur bezahlen muss, weil man bei den Freizeitaktivitäten außer Haus Getränke oder auch kleine Speisen konsumiert oder auch, weil man zu den Freizeit-Locations hinkommen muss und auf Auto, Moped oder öffentliche Verkehrsmittel angewiesen ist. Angebote, die Spaß machen und trotzdem nichts kosten, sind rar. Daher halten sich Jugendliche aus sozialen Randlagen, die zu kommerziellen Freizeitangeboten kaum Zugang haben, in der Freizeit häufig gemeinsam mit FreundInnen im öffentlichen Raum auf und „hängen“ dort einfach „ab“. Beliebte Treffpunkte sind Einkaufsstrassen, aber auch Parkanlagen und Kinderspielplätze, Sitzbänke im öffentlichen Raum oder Sitzgelegenheiten vor Kebap-Läden, Wartezonen in Bahnhofsnähe etc. Von der Gesellschaft der vollwertig Integrierten und Inkludierten wird diese informelle jugendliche Freizeitkultur vielfach als Störfaktor gesehen. Da die Jugendlichen im Regelfall nicht allein, sondern als Clique präsent sind und nicht selten dementsprechend Lärm verursachen und auch Müll hinterlassen, sind Konflikte mit AnrainerInnen, Geschäftsleuten, PassantInnen etc. vorprogrammiert. „Streetworker“, die einen immer wichtiger werdenden Teil der Sozialpädagogik repräsentieren, treten hier auf den Plan, um zu vermitteln bzw. das Konfliktpotential auf ein für die Mehrheitsgesellschaft vertretbares Level zu bringen. Doch was ist mit jenen, die einerseits kein Geld haben, andererseits aber auch keine Lust, mit einer Clique, die von der Gesellschaft

als Clique „randständiger Jugendlicher“ gesehen wird, draußen einfach nur „abzuhängen“?

Ihnen bleibt meist nichts anderes übrig, als zuhause zu bleiben. Dort machen sie „nichts“, sehen stundenlang fern oder gehen ins Internet und chatten stundenlang mit Menschen, die ihnen nicht nur fremd sind, sondern im Grund genommen auch nicht viel bedeuten. So suchen sie Ansprache und stillen damit ihr Bedürfnis, an die geschwätzige Kultur „da draußen“ doch irgendwie angebonden zu sein.

*Verena, 22 Jahre, Sozialhilfebezieherin: „Ich gehe ins Internet – ich tu immer chatten: Flirt-Chats. Nur so zum Reden mit Leuten: um Leute kennen zu lernen, zum Reden.“*

Wer einmal so weit an den Rand der Gesellschaft gerutscht ist, dass er von breiten Mehrheiten als randständig wahrgenommen wird, interessiert sich für das tagesaktuelle Geschehen nur mehr wenig. Wenn Tageszeitungen gelesen werden, dann sind es erwartungsgemäß nicht die sogenannten Qualitätstageszeitungen, sondern es ist leichtere Kost wie *Österreich*, die *Krone* oder die Gratis-Zeitung *Heute*. Gelesen werden vor allem das Horoskop und die Headlines. „Wenn Schlagzeilen sind – da nutz’ ich das gleich aus“, meint Verenas Mama, die als alleinerziehende Mutter einer Mehrkindfamilie so wie die Tochter seit Jahren von der Sozialhilfe lebt. Für den am politischen Geschehen interessierten, klassischen Typus des (Qualitäts-)Tageszeitungslesers mag dies befremdlich klingen, doch der Boulevard im Printformat gibt Menschen wie Verenas Mutter das Gefühl, in die Welt der vollwertig Integrierten und Inkludierten zumindest noch ein wenig hineinschieln zu können.

Auch die 19-jährige Hilal, Drop-out, Jugendliche aus einer türkischen Migrationsfamilie, liest, wie sie sagt, gerne und oft Tageszeitungen. Und einmal mehr sind es *Österreich* und *Heute*, die sie bei der U-Bahnstation mitnimmt: „Einfach nur zum Durchblättern. Und so, was mir interessant erscheint, das lese ich: Horoskop muss ich immer dann lesen“, erzählt sie. Als persönlich wichtigste Informationsquelle, um über das Weltgeschehen am Laufenden zu bleiben, nennt Hilal den Vater: „Ich frag ihn immer. Er weiß alles.“ Ihre Lieb-

lingsfreizeitbeschäftigung ist Fernsehen. weil draußen „abhängen“ für ein muslimisches Mädchen unangemessen wäre und weil für andere Formen der außerhäuslichen Freizeitgestaltung schlicht und einfach das Geld fehlt. „Was könnt ich sonst machen zuhause?“, sagt sie. „Bücher lese ich nicht gern.“ Und so sieht sie eben fern: mindestens fünf Stunden täglich, oft auch mehr. Meist dreht sie den Fernseher gleich nach dem Frühstück an, und dann geht es bis zum Mittagessen in einem Stück. Ihre Favoriten sind US-amerikanische Serien, die als Wiederholung aus dem Vorabendprogramm ausgestrahlt werden. Mangels finanzierbarer Alternativen sind diese TV-Serien für Hilal mittlerweile zu einem unverzichtbaren Stück Alltag geworden.

Fragt man Jugendliche in sozialen Randlagen, welche Medien sie nutzen, nennen sie ganz ähnlich wie Jugendliche, die in gesicherten Lagen leben, zuallererst spontan Fernsehen und Internet. Wie die vollwertig Integrierten und Inkludierten geben sie sich als selbstbewusste AkteurInnen der Mediengesellschaft. Wie bei den vollwertig Integrierten und Inkludierten ist ihr Alltag von Prozessen der Mediatisierung, die in einer generellen Bedeutungszunahme medienvermittelter Erfahrungen und medienvermittelten Erlebens zum Ausdruck kommen, geprägt.<sup>18</sup> Dennoch zeigen sich bei genauerem Hinsehen deutliche Unterschiede. Mediatisierung im Alltag von exklusionsgefährdeten Jugendlichen ist sehr stark mit Pseudo-Partizipation verknüpft. Rezeptionsmedien wie das Fernsehen dienen in diesem Segment nicht – wie in der Gruppe der vollwertig Integrierten und Inkludierten – als Ressource für gemeinschaftsstiftende Kommunikation in der Gesellschaft der Gleichaltrigen. Sie wüssten zwar, worüber sie in der Gesellschaft der Gleichaltrigen sprechen würden, wenn sie vollwertig integrierter Teil dieser Gesellschaft der Gleichaltrigen wären. Doch das sind sie nicht und so bleibt ihnen, um sich die Zeit zu vertreiben, oft nur die ZuschauerInnenposition im Kontext eines exzessiven TV-Konsums. Gerne gesehen werden populäre TV-Serien und TV-Shows, die mit ihrem Live-Charakter punkten. Ansonsten schafft Fernsehen eine Geräuschkulisse, die die Ereignislosigkeit des häuslichen Alltags vorzüglich überdeckt. Das, was

<sup>18</sup> Zu Mediatisierung als gesellschaftlicher Metaprozess siehe Krotz, Friedrich: *Metaprozesse sozialen und kulturellen Wandels und die Medien*. In: *Medien Journal* 1/2003, S. 7-19; sowie Krotz, Friedrich: *Posttraditionale Vergemeinschaftung und mediatisierte Kommunikation*. Zum

*Zusammenhang von sozialem, medialem und kommunikativen Wandel*. In: Hitzler, Ronald et al. (Hrsg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen*. Wiesbaden 2008, S. 151-169.

sich hier beobachten lässt, ist eine – gemessen an den Normalitätsstandards der Mehrheitsbevölkerung – atypische Mediennutzung, die vor allem bei Menschen, die sich in einer sozialen Absturzphase befinden ausgeprägt in Erscheinung tritt. Die Individuen, die so fernsehen, orientieren sich zwar in ganz ähnlicher Weise an populären Genres und sogenannten jungen Formaten wie sozial und kulturell vollwertig integrierte Kinder und Jugendliche. Das Wann, Wie und Warum der TV-Nutzung, sprich die Nutzungszeiten, Nutzungskontexte und Nutzungsmotive sind aber andere als bei vollwertig inkludierten Jugendlichen.

Auch Internet funktioniert bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in sozialen Randlagen zum Teil anders als in den Lebenswelten vollwertig integrierter Gleichaltriger. Internet wird – wie Verenas Beispiel zeigt – genutzt, um die Reichweite von Gesprächen zu verlängern, aber es eröffnet exklusionsgefährdeten Jugendlichen kaum Handlungsräume, in denen sie sich mit vollwertig Integrierten und Inkludierten sozial vergemeinschaften können. Um es ins Konkrete zu wenden: Flirt-Chats dienen hier nicht primär zum Flirten, sondern als rare Möglichkeit, von Anderen wahrgenommen zu werden und Ansprache zu finden.

### **„Absturzexistenzen“ und „Exkludierte der zweiten Generation“**

Exklusion ist ein überaus komplexes Phänomen, das sich auf einigen wenigen Seiten nur sehr schwer umreißen lässt: Einerseits verweist der Begriff Exklusion auf einen Status, der durch Ausgrenzung von vollwertiger Teilhabe an der Gesellschaft gekennzeichnet ist. Andererseits steht Exklusion für einen Prozess, der von Betroffenen mehr oder weniger bewusst als Erfahrung des sozialen Abstürzens bzw. als Herausfallen aus der Gruppe jener Menschen, die ein „normales“ und „geachtetes“ Leben führen, wahrgenommen wird. Die Ergebnisse der Grundlagenstudie „Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive“ zeigen zwei verschiedene Grundtypen exkludierter Menschen, in denen die Prozesslogik von sozialer Exklusion anschaulich zum Ausdruck kommt: Der Typus der passiv-resignativen Exkludierten findet sich vor allem in der Gruppe jener, die von der Exklusionsdynamik, die Betroffene von der Mitte an den Rand der Gesellschaft

drängt, gerade voll erfasst werden. Sie befinden sich sozusagen in einer ersten Phase des Exklusionsprozesses, stecken in einer existenziellen Krise fest, nehmen sich selbst als „Absturzexistenzen“ wahr, fühlen sich (von der Gesellschaft der vollwertig integrierten und inkludierten BürgerInnen) zunehmend abgehängt und driften in Richtung Resignation und Lethargie. In Phase zwei ist dieser subjektiv erlebte Abwärtstrend hingegen bereits zum Stillstand gekommen und die Exkludierten orientieren sich jenseits gesellschaftlich akzeptierter Standards neu. Konkret heißt das, sie steigen aus der „Welt der Normalstandards“ aus, arrangieren sich so gut es eben geht mit ihrer Lebenssituation und bauen sich in der „Welt der Exkludierten“ eine Alternativexistenz auf. Menschen, die hier angekommen sind, repräsentieren einen völlig anderen Typus des Exkludierten: den des paradox-lebenszufriedenen Exkludierten.<sup>19</sup>

Was die Grundhaltung gegenüber der eigenen Lebenssituation, den Reaktionsweisen, aber auch den Bewältigungsstrategien betrifft, liegen zwischen diesen beiden Typen Welten. Passiv-resignative Exkludierte charakterisieren sich durch Desinteresse und fehlende soziale Einbindung. Sie bleiben zuhause, sehen stundenlang fern und verlieren Schritt um Schritt mehr das Gefühl für die Zeit. Soziale „Verinselung“ prägt den Alltag dieser Menschen. Sie fühlen sich ihrem Schicksal ausgeliefert und entsprechen im Wesentlichen dem Klischeebild der passiven Versorgungsklasse, mit dem die Problematik exkludierter Menschen in der öffentlichen Debatte umrissen wird. Sie haben die Kontrolle über ihr Leben verloren und sehen kaum Möglichkeiten, daran etwas zu ändern. Belastungen auf elterlicher Seite übertragen sich hier in Form eines eigentümlichen Grundstimmungstransfers unmittelbar auf die Kinder und Jugendlichen. Ein aus Gründen der materiellen Not eingeschränktes elterliches Freizeitverhalten und ein damit verbundener Rückzug der Eltern in die konsumfreien Zonen des Häuslichen wirken auf die Möglichkeiten zu sozialer und kultureller Teilhabe der Kinder negativ zurück, wie man am Beispiel von Christian beobachten kann. Christian ist 14 Jahre alt und wächst in einer vom Jugendamt betreuten „Multiproblematikfamilie“ auf, in der finanzielle und soziale Probleme sowie ein äußerst konfliktträchtiges Familienklima zusammenspielen. Vor eini-

<sup>19</sup> Großegger, *Soziale Exklusion aus lebensweltlicher*

*Perspektive*, S. 125ff.

gen Jahren noch hatte sein Vater einen „guten Job“ und die Familie führte ein solides Leben. Heute ist alles anders. Der Vater kann aufgrund gesundheitlicher Probleme keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen und steht vor dem Privatkonkurs. Die Mutter versucht als Tellerwäscherin in der Gastronomie ein wenig Geld für das tägliche Leben zu verdienen. Mit FreundInnen und Bekannten von früher haben die Eltern kaum mehr Kontakt. Und auch Christian ist hart an der Grenze, seinen Kontakt zur Gesellschaft der Gleichaltrigen zu verlieren. Er geht zwar zur Schule, spricht mit Schulkollegen am Pausenhof, aber sonst hat er kaum mehr Berührungspunkte zur Außenwelt. Mittags, wenn er von der Schule nachhause kommt, wartet kein warmes Essen auf ihn – und das, obschon sein Vater ohnehin den ganzen Tag zuhause sitzt und Zeit hätte, sich um den Mittagstisch zu kümmern. Christian nimmt sich aus der Küchenlade also ein wenig Geld und besorgt sich im Supermarkt etwas gegen seinen Hunger. Seine Freizeit spielt sich nicht, wie bei anderen 14-Jährigen, zu einem Gutteil außerhalb der elterlichen Wohnung ab. Er sitzt zuhause und sieht stundenlang fern: bis zu elf Stunden täglich. Manchmal sei er vom Fernsehen so müde, dass sich Hausaufgabenmachen einfach nicht mehr ausgehe, erzählt er.

*Christian, 14 Jahre: „Meine Lieblingsfreizeitbeschäftigung ist Fernsehen und ich schlafe ab und zu auch gern.“*

Was hier zu beobachten ist, ist typisch für passiv-resignative Exkludierte, die den sozialen Abstieg gerade voll erleben: Ein Verlust an Systemintegration wirkt auf die Haltung und die Alltagspraxis der Betroffenen zurück, persönliche Ansprüche werden heruntergefahren, Aktivitätsbereiche werden eingeschränkt, in der Alltagsorganisation bricht die Zeitstruktur zusammen und ab einem gewissen Punkt wird die fortschreitende soziale Entbettung einfach nur mehr zur Kenntnis genommen. In dieser Situation ist „Vielfernsehen“ ein in mehrerlei Hinsicht probates Mittel der Kompensation. Zum einen kostet es (fast) nichts. Zum anderen füllt es die „tote Zeit“ und der im TV-Programm angelegte Rhythmus gibt dem eigenen Tagesablauf zumindest ein wenig Struktur. Drittens schließlich erlaubt Fernsehen jenen, die „draußen“, wo das dynamische Leben des Alltags der Integrierten und Inkludierten pul-

siert, nicht mehr wirklich mitspielen, einen Beobachterstatus vom Wohnzimmerstuhl aus.

Der zweite Typus der paradox-lebenszufriedenen Exkludierten zeigt sich hingegen völlig anders. Hier findet man Menschen, die bereits längere Zeit in einer exkludierten Lage verharren und sich an die prekäre Lebenssituation scheinbar gewöhnt haben. Sie haben aufgehört, an ihrer Situation zu verzweifeln und sie haben (teils legale – gerade wenn es um Existenzsicherung geht –, aber auch nicht immer ganz legale) Mittel und Wege gefunden, sich mit ihrer Lebenslage zu arrangieren. Hier findet man all jene Kinder und Jugendlichen, die in eine exkludierte Lage hineingeboren sind bzw. von frühem Lebensalter an in einer so genannten randständigen Familie aufwachsen. Sie sind „Exkludierte der zweiten Generation“ und als solche haben sie ein Leben, das gesellschaftlichen Normalitätsstandards entspricht, niemals kennen gelernt. Sie haben möglicherweise niemals erlebt, wie es ist, wenn die eigenen Eltern morgens pünktlich aufstehen, um zur Arbeit zu gehen. Der Weg zum Sozialamt ist ihnen hingegen vielfach von klein auf vertraut und wirkt auf sie vermutlich daher auch „normaler“ als ein geregelter 8-bis-17-Uhr-Job. Bemerkenswert an diesem zweiten Typus ist, dass man die „große Lähmung“, wie sie bei passiv-resignativen Exkludierten zu beobachten ist, vergebens sucht. Auch dem Bild des passiven Versorgungsfalls, das die öffentliche Debatte rund um exkludierte Menschen in unserer Gesellschaft bestimmt, werden Jugendliche und junge Erwachsene, die im *abgehängten Prekariat* zu leben gelernt haben, nicht gerecht. Die Lebenswelten, in denen sie sich bewegen, sind zwar von sozialer Exklusion bestimmt, aber Exklusion bedeutet hier nicht „Verinselung“ im Sinne von sozialer Isolation, sondern vielmehr soziales Agieren in alternativen Inklusivsystemen. Menschen, die hier leben, leben in einer Kultur der „Underground Economists“, in der Schwarzarbeit ebenso normal ist wie ein Zubrot durch Schwarzhandel mit legalen und illegalen Substanzen. Abgesehen von bestehenden Kontakten mit BetreuerInnen am Sozialamt sind sie in ihren Sozialkontakten auf Menschen in einer vergleichbar abgehängten Lage fokussiert. Ihre Welt wirkt wie ein Pendant zur Gesellschaft der vollwertig Integrierten und Inkludierten, wie eine Parallelgesellschaft der sozial und kulturell Abgehängten, die losgelöst

von den Themen und Werten jener Gesellschaft, aus der sie heraus gefallen sind, existieren. Nichtsdestotrotz sind auch diese jungen Menschen Kinder der Mediengesellschaft. Fernsehen, Internet, Computerspiele und Mobiltelefonie sind feste Bestandteile ihrer individuellen Kommunikationsmenüs. So wie bei den passiv-resignativen Exkludierten hat auch bei den paradox-lebenszufriedenen exkludierten Jugendlichen die unterhaltungsorientierte Medien- und Technologienutzung großen Stellenwert. Anders als bei den passiv-resignativen Exkludierten reduziert sich die Medien- und Technologienutzung hier allerdings nicht auf ein „lean back“. Vielmehr werden Technologien, insbesondere Handy, aber auch Internet, aktiv zur Vernetzung und Vergemeinschaftung innerhalb der exkludierten Milieus genutzt. Im 21. Jahrhundert hat die technologievermittelte Kommunikation also auch in die alternativen Inklusivsysteme der Exkludierten Einzug gehalten. Kommunikation, die über die exkludierten Milieus hinausreicht und soziale und kulturelle Teilhabe an der Mehrheitsgesellschaft ermöglicht, ist dabei freilich kaum Thema. Die Jugendlichen, von denen hier die Rede ist, stammen zu einem Gutteil aus bildungsfernen Herkunftsmilieus. Die Kommunikationskulturen, in denen sie sich bewegen und die sie auch selbst aktiv mitgestalten, charakterisieren sich nicht zuletzt deshalb durch völlig andere Qualitäten als die bildungsnahen Milieus. Diese Jugendlichen sind durch populäre Medienmarken und Konsumwelten beeinflusst, die traditionelle Schreib-Lese-Kultur, wie sie in den bildungsnahen Schichten verankert ist, spielt in der Welt, in der sie leben, aber eine vergleichsweise unbedeutende Rolle. Schrift funktioniert hier als Hybridform aus Sprache und Bild<sup>20</sup> – und zwar offensichtlich primär über ihre Schriftbildlichkeit. Da diese Jugendlichen über ihr Herkunftsmilieu

größtenteils in Distanz zur Schreib-Lese-Kultur sozialisiert sind, können sie zum Beispiel zwar möglicherweise problemlos die Textbildmarke „Marlboro“ schreiben und wissen auch, dass das, was sie geschrieben haben, „Marlboro“ heißt. Das Wort „Vater“ wird beim Lesen, mitten in den Fließtext gesetzt, vielfach aber bereits zu einer scheinbar unüberbrückbaren Hürde. Was sich bei diesen Jugendlichen darüber hinaus beobachten lässt, ist eine Mischung aus Sprachlosigkeit (im Sinne von einer fehlenden Fähigkeit, sich mit seinen persönlichen Anliegen und Problemen angemessen zu vermitteln) und „Stümmel-Sprache“.<sup>21</sup> Das betrifft nicht nur Jugendliche mit Migrationshintergrund, sondern auch Jugendliche mit deutscher Muttersprache. Die Chancen dieser Jugendlichen auf eine erfolgreiche Integration in das Bildungs- und Erwerbssystem sind extrem eingeschränkt, um nicht zu sagen kaum wahrnehmbar. Sie sind diejenigen, die der deutsche Soziologe Richard Münch jüngst als „neue Unterschicht der Schulversager und Geringqualifizierten“ bezeichnete und die am ersten Arbeitsmarkt als nicht vermittelbar gelten.<sup>22</sup>

Somit lässt sich festhalten: Die Medien- und Konsumjugend tönt heute zwar durchaus gut hörbar auch aus dem „sozialen Off“, und Jugendliche in sozialen Randlagen sind von jugendkulturellen Praxen und „Styles“ vielfach nicht so weit abgeschnitten, wie die öffentliche Meinung dies glauben macht. Realistische Perspektiven auf vollwertige kulturelle und soziale Teilhabe haben sie angesichts ihrer nicht einfach auf Knopfdruck zu behebenden Defizite im Bereich wichtiger Grundkompetenzen dennoch kaum. Eine Herausforderung für die „Gesellschaft der vollwertig Integrierten und Inkludierten“, der man mit konventionellen Ansätzen der Bildungsförderung wohl kaum wird erfolgreich begegnen können.

### Beate GROSSEGER

Mag. Dr., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Theaterwissenschaft und Geschichte. Seit 1996 in der Jugendforschung tätig.

Forschungsschwerpunkte: Kommunikationskulturen, Lebensstile, Jugend und Politik, Jugend und Beschäftigung, soziale Exklusion.

Wissenschaftliche Leiterin und stv. Vorsitzende des Instituts für Jugendkulturforschung – [jugendkultur.at](http://jugendkultur.at) sowie externe Lehrbeauftragte am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. E-mail: [bgrosseger@jugendkultur.at](mailto:bgrosseger@jugendkultur.at)

<sup>20</sup> Vgl. Krämer, Sybille: *Die Schrift als Hybrid aus Sprache und Bild. Thesen über die Schriftbildlichkeit unter Berücksichtigung von Diagrammatik und Kartographie*. In: Hoffmann, Torsten / Rippl, Gabriele (Hrsg.): *Bilder. Ein (neues) Leitmedium*. Göttingen 2006, S. 79-92.

<sup>21</sup> Gruppendiskussion mit SozialarbeiterInnen aus Graz und

Graz-Umgebung, durchgeführt vom *Institut für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at* im Rahmen des Eigenforschungsschwerpunktes „Exklusion“, Juni 2009.

<sup>22</sup> Münch, Richard: *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA*, McKinsey & Co. Frankfurt/Main 2009, S. 89.

# Generation Prekär

## Empirische Annäherungen zur Prekarisierung im Journalismus

Heinz P. Wassermann

*Medienunternehmen ist daran gelegen, die Personalkosten möglichst gering zu halten, weshalb Journalisten jahrelang in prekären Beschäftigungsverhältnissen werken, ohne arbeitsrechtliche und soziale Absicherung. Wer aber jederzeit für verzichtbar erklärt werden kann, wird sich bohrende Fragen ersparen. Wer seine Karriere vor Augen hat, während er auf Zeilenhonorare angewiesen ist, wird auf aufwändige, zeitraubende Recherchen und Hintergrundinformationen verzichten.<sup>1</sup>*

### Einleitung

Im Sommersemester 2007 führten Studierende des Studiengangs „Journalismus und Unternehmenskommunikation“ der FH JOANNEUM (Graz) im Rahmen der Lehrveranstaltung „cultural studies II“ ein Forschungsprojekt zum Thema „Prekarisierung im Journalismus“<sup>2</sup> unter der Leitung des Verfassers durch.

Methodisch setzte diese Pilotstudie auf zwei Ebenen an. Eine Studierendengruppe führte leitfadengebundene Interviews mit steirischen Journalisten<sup>3</sup>. Die in Frage kommenden Journalisten wurden in vier Gruppen unterteilt: Ehemalige Journalisten, etablierte Journalisten, Einsteiger<sup>4</sup> und Journalisten in unsicheren bzw. finanziell prekären Verhältnissen. Von besonderem Interesse waren selbstverständlich die letzten zwei Grup-

pen, da unter ihnen – so die implizite Hypothese – prekäre Arbeits- und Einkommensverhältnisse am wahrscheinlichsten sind. Um nun aber nicht in Gefahr zu geraten, Journalisten erst klar machen zu müssen, dass sie ja eigentlich in prekären Verhältnissen leben, wurde der Interessenfokus bei den Interviews (und bei der Onlineumfrage) mit „Arbeits- und Lebensverhältnisse im heimischen Journalismus“ neutraler formuliert. Insgesamt wurden 17 Interviews geführt.

Die Onlinegruppe (wie auch die Interviewgruppe) entwickelte im Rahmen der Lehrveranstaltung einen Fragebogen, der zum einen an alle österreichischen Chefredaktionen mit der Bitte um Weiterleitung an die Mitarbeiter und zum anderen über persönliche Kontakte direkt an alle Mitarbeiter von Medienhäusern versendet wurde. Er blieb zwei Wochen online und wurde insgesamt 265 Mal vollständig beantwortet sowie zur Auswertung freigegeben.

Die im Folgenden ausgewerteten Datensätze stellen lediglich einen Teilbereich der Onlineumfrage dar<sup>5</sup>, die präsentierten Ergebnisse erheben auf Grund der Datenlage weder den Anspruch auf Repräsentativität noch auf Letztgültigkeit.<sup>6</sup>

### Stichprobenbeschreibung

Die letztendlich ausgewertete Stichprobe bestand aus 129 Journalistinnen und 136 Journalisten<sup>7</sup>,

<sup>1</sup> Rohrer, Anneliese: *Die Welt des George W. Schüssel*. In: Hofer, Thomas / Tóth, Barbara (Hrsg.): *Wahl 2006. Kanzler, Kampagnen, Kapriolen. Analysen zur Nationalratswahl*. Wien, Berlin 2007, S. 98f.

<sup>2</sup> Vgl. Hepp, Rolf-Dieter (Hrsg.): *The Fragilisation of Sociostructural Components / Die Fragilisierung soziostruktureller Komponenten*. Bremen 2009; Riesinger, Robert F.: *Symbolproduzierende in sozialen Schief lagen. Zur Prekarisierungsbeschleunigung im Journalismus*. In: [http://www.inst.at/trans/16Nr/01\\_3/riesinger16.htm](http://www.inst.at/trans/16Nr/01_3/riesinger16.htm) (22. November 2009).

<sup>3</sup> Wenn in der Folge ausschließlich die männliche Form verwendet wird, so sind damit auch Journalistinnen, Kolleginnen, Mitarbeiterinnen und Mentorinnen gemeint.

<sup>4</sup> Das waren die ersten Absolventen des Jahrgangs „Journalismus und Unternehmenskommunikation“ (JUK02) der FH JOANNEUM.

<sup>5</sup> Nicht erfüllend oder lediglich partiell ausgewertet wurden die Themenbereiche Familienstand, Anzahl der Kinder,

Arbeitsstunden pro Woche, Berufsjahre in der Medienbranche, Anzahl der Arbeitgeber, Ressort, Dauer bis zur Fixanstellung, Familien- und Kinderfreundlichkeit des Berufs, Berufszufriedenheit, beruflicher Veränderungswunsch, Jobchancen für Neueinsteiger, Einfluss von PR, Politik, Geschäftsführung und Konkurrenz auf die journalistische Arbeit, Zeit für Recherche, Existenzbedrohung durch eine Klage, (ewiger) Berufswunsch Journalismus, Förderer und/oder Mentor und PR als journalistische Eigenleistung.

<sup>6</sup> An dieser Stelle sei Ulrich Dunst, Peter Kolb, Volker Liebmann, Michael Loibner, Manfred Neuper, Robert Riesinger und Silvia Schober für ihre Kritik und Unterstützung herzlich gedankt.

<sup>7</sup> Vgl. Neissl, Julia (Hrsg.): *der/die journalismus. Geschlechterperspektiven in den Medien*. Innsbruck [u.a.] 2002; Brodnig, Ingrid: *Mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Ein Generationenvergleich unter Tageszeitungsjournalistinnen*. DA. Graz 2008.

die zu mehr als zwei Drittel (67,2%) den Altersgruppen 21 bis 30 und 31 bis 40 zuzuordnen sind.<sup>8</sup>

Von den befragten Journalisten arbeiten 210 bei Printmedien, 42 für ein Onlinemedium, 24 für das Radio, 18 bei einem Fernsehsender und 11 für eine Nachrichtenagentur.<sup>9</sup>

Insgesamt arbeiten 60 der befragten Journalisten bei Gratis- und 205 bei Kaufmedien, wobei sich das Geschlechterverhältnis der Stichprobe beinahe 1:1 abbildet.

Was das Antwortverhalten bezogen auf die höchste abgeschlossene *Ausbildung* betrifft, so ergibt sich, dass der Journalismus ein ausgesprochen (formaler) Bildungsberuf ist: 107 gaben Matura und 143 ein abgeschlossenes Studium an (fünf waren Pflichtschulabsolventen und zehn Absolventen einer Lehre). Die Korrelation der Variablen *Bildung* mit *Alter* ist hochsignifikant negativ. Das bedeutet, je jünger die Journalisten, desto hoch signifikant besser sind sie formal gebildet, was zweifelsohne zum einen die zunehmende Akademisierung der Gesellschaft, zum anderen aber auch die beobachtbare Akademisierung der „Zunft“ widerspiegelt.

Letztere Beobachtung zeigt sich auch bei der Frage nach der facheinschlägigen Ausbildung (Mehrfachantworten waren möglich).

	N	MW
Ausschließlich learning by doing	77	3,45
Auch learning by doing	130	3,03
Lehrredaktion	50	2,92
Einschlägiges Studium	102	2,8
Nicht einschlägiges Studium	45	3,2
Berufsbegleitend	44	3,39

Berechnet man hier wiederum die Mittelwerte der „Ja“-Antworten, so zeigt sich, dass je älter die

Journalisten sind, desto eher die Ausbildung „on the job“ [Mittelwert (MW) 3,45] und berufsbegleitend (MW 3,39) verlief oder auf einem nicht einschlägigen Studium (MW 3,2) basiert. In der Terminologie der (akademischen) Professionalisierung heißt dies, dass die jüngeren Jahrgänge entweder extern akademisch oder intern „semi-akademisch“ (Lehrredaktion) ausgebildet wurden. Das bedeutet darüber hinaus, dass aus dem „Begabungsberuf“ zunehmend ein „professionalisierter“<sup>11</sup>, mehr oder minder intensiv extern organisierter Ausbildungsberuf wird. Mit anderen Worten: Es zeichnet sich zunehmend der Trend zur Externalisierung, nämlich zur facheinschlägigen Ausbildung, ab.

### Einkommensverhältnisse

Österreichs Journalisten verdienen – dies legt zumindest die folgende Tabelle auf den ersten Blick nahe – überdurchschnittlich gut.

Bis 500 <sup>12</sup>	13
501 bis 1.000	18
1.001 bis 1.500	59
1.501 bis 2.000	83
mehr als 2.000 <sup>13</sup>	92

Wie auch für andere Berufsfelder typisch, verdienen Frauen (Mittelwert 3,52) hoch signifikant weniger als ihre männlichen Kollegen (MW 4,15).<sup>14</sup> Ebenfalls (positiv) hochsignifikant ist die Korrelation zwischen den Variablen *Alter* und *Einkommen*: Je älter die Journalisten sind, desto mehr verdienen sie, was aber nicht erstaunlich ist. Bemerkenswert sind die Zusammenhänge (bzw. Nicht-Zusammenhänge) zwischen Bildungsniveau und monatlichem Nettogehalt. In keiner der durchgeführten Berechnungen gab es signifikante Zusammenhänge. Der eben erwähnte Zusammenhang zwischen Alter und Nettobezahlung ist somit einerseits mit der „Normalität“ der Erwerbsbiographie zu erklären, hängt aber nicht mit der Variable *Bildung* zusammen. Daran hat

<sup>8</sup> Vgl. Hummel, Roman [et al.]: *Journalismus in Österreich. Bericht der Abteilung Journalistik des Fachbereichs Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg 2006 in Zusammenarbeit mit GESPU*. In: <http://www.unisalzburg.at/pls/portal/docs/1/673162.PDF> (22. November 2009). Kaltenbrunner, Andy [et al.]: *Der Journalisten-Report. Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung*. Wien 2007.

<sup>9</sup> Der Wert von 305 resultiert auf Mehrfachnennungen.

<sup>10</sup> 1=bis 20; 2=21 bis 30; 3=31 bis 40; 4=41 bis 50; 5=über 50.

<sup>11</sup> Die Terminologie stellt keine Wertung hinsichtlich Qualität der Ausbildung dar.

<sup>12</sup> Nettoeinkünfte aus journalistischer Tätigkeit.

<sup>13</sup> Kritisch ist anzumerken, dass die Obergrenze mit 2.000 Euro netto sicherlich als zu gering bemessen wurde.

<sup>14</sup> 1=bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501 bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

bis dato die erwähnte, relativ junge facheinschlägige Akademisierung der „Zunft“ nichts geändert.

In einem nächsten Schritt wird der Zusammenhang zwischen Bezahlung und facheinschlägiger Ausbildung untersucht.

	Summe MW (Einkommen) <sup>15</sup>		
MW (Alter) <sup>16</sup>			
Ausschließlich learning by doing	77	4	3,45
Auch learning by doing	130	3,78	3,03
Lehrredaktion	50	3,86	2,92
Einschlägiges Studium	102	3,75	2,8
Nicht einschlägiges Studium	45	3,73	3,2
Berufsbegleitend	44	4,05	3,39

Vergleicht man hier die ausgewiesenen Mittelwerte, so ist eine akademische Ausbildung der „negative“ Garant für schlechtere Bezahlung – im Gegensatz zu „Ausschließlich learning by doing“ und einer berufsbegleitenden journalistischen Ausbildung. Das hat in der Beziehung eine gewisse Plausibilität, da, wie oben festgehalten wurde, die Externalisierung der Ausbildung eine Erscheinung neueren Datums ist, was sich als erster Erklärungsansatz anbietet. Gestützt wird dies darüber hinaus durch den Mittelwertvergleich der Variable *Alter*. Absolventen einschlägiger Studien liegen mit einem Mittelwert von 2,8 eklatant unter Absolventen nicht einschlägiger Studien (MW 3,2) und noch eklatanter unter den Gruppen „Berufsbegleitend“ (MW 3,39) und „Ausschließlich learning by doing“ (MW 3,45).

Nach der Variable *Geschlechterverteilung* geordnet, ergibt sich diesbezüglich folgendes Bild:

	Männlich	Weiblich
Ausschließlich learning by doing	47	30
Auch learning by doing	63	67
Lehrredaktion	22	28
Einschlägiges Studium	43	59
Nicht einschlägiges Studium	21	24
Berufsbegleitend	27	17

Im Gegensatz zur Grundverteilung sind Journali-

stinnen in den besser bezahlten Ausbildungsberreichen („Ausschließlich learning by doing“ und „Berufsbegleitend“) stark unterrepräsentiert, bei den Qualifikationen „Nicht einschlägiges Studium“ leicht und „Einschlägiges Studium“ massiv überrepräsentiert. Darüber hinaus sind Journalistinnen in der ausgewerteten Stichprobe signifikant jünger (MW 2,87) als ihre männlichen Kollegen (MW 3,36). Zudem ist die wöchentliche (Berufs-)Arbeitszeit von Journalistinnen hoch signifikant geringer als die von Journalisten, wo hingegen die Variablen *Alter* und *Arbeitszeit* keine Signifikanzen aufweisen.

Der Zusammenhang zwischen *Arbeitszeit* und *Nettobezahlung* ist hingegen – wiederum nicht überraschend – hoch signifikant positiv. Das heißt: je höher die Arbeitszeit, desto höher auch die Bezahlung. Ein weiterer Erklärungsansatz für die eklatante Diskrepanz bei der Bezahlung ist die Tatsache, dass Journalistinnen hoch signifikant weniger Berufsjahre aufweisen als ihre männlichen Kollegen.

### Berufliche Position

Mehr als die Hälfte der untersuchten Journalisten werden entweder laut Kollektivvertrag (93) oder über dem KV-Niveau (61) bezahlt. In der Stichprobe finden sich weiters 66 Freie Mitarbeiter, 39 Pauschalier und 24 unter dem KV-Niveau Bezahlte.

Die nächste Tabelle gliedert das Dienstverhältnis nach der Dimension männlich/weiblich und setzt diese in Relation zum Geschlechterverhältnis in der Grundmenge (Verhältnis männlich zu weiblich = 1,05 zu 1).

	Summe	Männlich	Weiblich
Verhältnis			
Freie Mitarbeit	66	24	42
0,6:1			
Pauschalist	39	23	16
1,4:1			
Angestellt laut KV93	51	42	
1,2:1			
Angestellt über KV	61	37	
24	1,5:1		
Angestellt unter KV	24	8	
12	0,7:1		

Was die berufliche Position betrifft, zeigen sich

<sup>15</sup> 1=bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501 bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

<sup>16</sup> 1=bis 20; 2=21 bis 30; 3=31 bis 40; 4=41 bis 50; 5=über 50.

ganz massive Disparitäten, die in einem nächsten Schritt in Hinblick auf berufliche/finanzielle Unsicherheit bzw. berufliche/finanzielle Etabliertheit analysiert werden.

Ausgehend vom geschlechtlichen Sampleverhältnis 1,05:1 sind in der Stichprobe männliche Journalisten in den Gruppen der Pauschalisten, der gemäß und über KV Bezahlten weit über-, bei den Freien Mitarbeitern sowie den unter dem Kollektivvertrag Honorierten hingegen weit unterrepräsentiert. Als erstes Zwischenergebnis ist somit festzuhalten, dass sich – grob formuliert – Journalistinnen vor allem in schlechter bezahlten und (tendenziell) unsicheren Einkommensverhältnissen befinden.

	I <sup>17</sup>	II	III	IV	V
VI					
Freie Mitarbeit	Nein	Nein	Nein	Selbst	
Nein	Nein	Je nach Arbeit			
Pauschalist	Nein <sup>18</sup>	Nein		Dienstgeber	
Nein	Nein	12 <sup>19</sup>			
Angestellt laut KV	Ja	Ja		Dienstgeber	
Ja	Ja	15			
Angestellt über KV		Ja	Ja		
Dienstgeber	Ja	Ja	15		

Die eben edierte Tabelle<sup>20</sup> gibt Auskunft über die sozialrechtliche Stellung von Journalisten. Aus dieser geht klar hervor, dass eine „Rundum“-Absicherung (also Urlaubsanspruch, Arbeitslosenversicherung, 13., 14. und 15. Monatsgehalt sowie Vorrückungen) bei Freien Mitarbeitern und bei Pauschalisten nicht existiert. Darüber hinaus ist zu betonen, dass – wie in der Fußnote festgehalten – Urlaubsansprüche bei Pauschalisten lediglich freiwillige „Goodies“ der jeweiligen Unternehmen sind.

*Berufliche Position* und *Alter* korrelieren – auf Basis der jeweiligen Mittelwerte – mit zunehmendem Alter positiv. Mit anderen Worten: Je jünger die Journalisten sind, desto schlechter ist ihre soziale Absicherung und/oder Bezahlung (Pauschalisten: MW 2,67, Angestellte unter KV:

MW 2,95 im Gegensatz zu Angestellten laut KV: MW 3,16 und Angestellte über KV: MW 3,66). Hierzu bieten sich zwei Erklärungen an: Erstens, dass es sich hierbei nicht mehr um das „klassische“ Karriereschema handelt, oder zweitens, dass die ältere Generation noch fixe und entsprechend dotierte Arbeitsverträge und Karriereverläufe hat(te), die für die Jüngeren kaum oder überhaupt nicht mehr vorgesehen sind.

Bedenklich scheint die Lage der Freien Mitarbeiter zu sein. Altersstatistisch weisen sie einen Mittelwert von 2,95 (wie die Angestellten unter KV) auf, ihre durchschnittliche Bezahlung ist aber die geringste von allen erhobenen Gruppen (Mittelwert 2,85, also im Schnitt zwischen 1.001 und 1.500 Euro netto pro Monat).

	MW (Einkommen) <sup>21</sup>	M	W
(Alter) <sup>22</sup>			
Freie Mitarbeit	2,85	2,95	
Pauschalist	3,67	2,67	
Angestellt lt. KV	4,14	3,16	
Angestellt über KV		4,72	3,66
Angestellt unter KV		3,55	2,95

Bemerkenswert ist darüber hinaus der Umstand, dass Angestellte unter KV (MW 3,55) im Durchschnitt schlechter bezahlt werden als Pauschalier (MW 3,67). Dem ist allerdings relativierend hinzuzufügen, dass Pauschalier zwölf, Angestellte hingegen grundsätzlich 15 Monatsgehälter haben – man wird also davon ausgehen können, dass letztere in Summe mehr verdienen als Pauschalier. Mehr als 2.000 Euro Monatsgehalt verdienen Angestellte, die gemäß (4,14) und über (4,72) dem Kollektivvertrag bezahlt werden.

Verblüffend ist das Ergebnis des Mittelwertvergleichs von *Arbeitszeit* entlang der Variable *beruflicher Status*. Dieser steigt von den Freien Mitarbeitern (MW 3,79) über Pauschalier (MW 4,67) zu gemäß (MW 4,99) und über (MW 5,03) dem gesetzlichen Kollektivvertrag Bezahlten kontinuierlich an und hat seine größte Ausprägung (MW 5,25) unter den Journalisten, die

<sup>17</sup> I: Gesetzlicher Urlaubsanspruch (ja/nein); II: Gesetzliche Arbeitslosenversicherung (ja/nein); III: Sozialversicherung (durch Dienstgeber/Selbstversicherung); IV: Gesetzliche Vorrückungen im Gehalt (Quintennium) – ja/nein; V: Gesetzliche Abfertigung (ja/nein); VI: Zumindest wie viele Monats„gehälter“.

<sup>18</sup> Pauschalisten haben keinen gesetzlichen Urlaubsanspruch, bei einigen Medienunternehmen (z.B. bei der *Styria* fünf Wochen) auf freiwilliger Basis aber sehr wohl.

<sup>19</sup> Pauschalisten haben zwölf Monatslöhne [wobei der zwölfte in der *Styria* quasi bezahlt wird, ohne dass Leistung dafür erbracht wird (siehe Urlaubsregelung)].

<sup>20</sup> Laut Claus Albertani und Claudia Gigler, den

Journalisten-Betriebsräten der *Kleinen Zeitung*, dürfte es die Kategorie *Angestellt unter KV* nicht geben bzw. handelt es sich hierbei um eine Anstellung außerhalb offiziell journalistischer Tätigkeit. Diese Gruppe macht im Gesamtsample 9,1 Prozent aus. Für die einschlägigen Auskünfte sei an dieser Stelle Claudia Gigler, Claus Albertani und Ulrich Dunst (alle *Kleine Zeitung* Graz) herzlich gedankt.

<sup>21</sup> 1=bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501 bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

<sup>22</sup> 1=bis 20; 2=21 bis 30; 3=31 bis 40; 4=41 bis 50; 5=über 50.

unter dem Kollektivvertrag bezahlt werden.

## Medientyp

Zieht man die bereits erwähnte *Geschlechterrelation* (männlich : weiblich = 1,05:1) heran, so sind in der Stichprobe die Journalisten in den Medientypen Radio und Online über-, bei TV und Nachrichtenagentur unterrepräsentiert.

	Summe	Männlich	Weiblich
Print	210	107	103
Radio	24	18	6
TV	18	9	9
Online	42	26	16
Nachrichtenagentur		11	5
			6

Was die Altersverteilung betrifft, so ist – das mag aber auch mit dem eingangs erwähnten „Verteiler“ zu tun haben – der Medientyp Nachrichtenagentur der jüngste innerhalb der Stichprobe, gefolgt von Radio, Online, Print und TV. Bemerkenswert daran ist, dass entgegen der ursprünglichen Vermutung der junge, technikaffine und „hippe“ Medientyp Online von der Altersstruktur die (statistische) Mitte darstellt.

	MW (Alter) <sup>23</sup>	MW (Gehalt) <sup>24</sup>
Print	3,2	3,86
Radio	3	4,08
TV	3,28	4,17
Online	3,02	3,62
Nachrichtenagentur		2,45
		3,73

Wirft man einen Blick auf die durchschnittliche Gehaltsverteilung, so werden Mitarbeiter von Onlinemedien am schlechtesten, Mitarbeiter im Fernsehen am besten bezahlt. Erklärbar wäre dieser Umstand damit, dass die Tätigkeit bei Onlinemedien nicht nach dem Journalisten-Kollektivvertrag, sondern nach dem Informationstechnologie-Kollektivvertrag (IT-KV) honoriert wird.<sup>25</sup> Der Spitzenwert für TV-Journalisten lässt sich damit erklären, dass in diesem Segment überproportional viele Journalisten von Kaufmedien vertreten sind (vermutlich Mitarbeiter des ORF).

Dieser Erklärungsansatz gilt allerdings nicht für Radiojournalisten, da hier das Verhältnis Gratis-versus Kaufmedium 13:11 lautet.

## Anstellungsverhältnisse

Im nächsten Abschnitt wird geklärt, wie lange es bis zur Fixanstellung (siehe die folgende Tabelle) gedauert hat und inwiefern dies mit der *Berufszufriedenheit* sowie dem (eventuellen) Wunsch nach *beruflicher Veränderung* korreliert.

	Summe	Männlich	Weiblich
Keine Fixanstellung	90	52	38
1 Jahr	73	39	34
2 bis 5 Jahre	79	47	32
6 bis 10 Jahre	17	8	9
Mehr als 10 Jahre	6	4	2

Im Gegensatz zu 175 fix angestellten Journalisten haben 90 keine Fixanstellung, bei knapp 42 Prozent (73) dauerte es ein Jahr, und 45 Prozent „warteten“ zwischen zwei und fünf Jahren (79). Geht man wiederum von der Geschlechterrelation 1,05:1 aus, dann ist für Frauen<sup>26</sup> die Gruppe ohne Fixanstellung (38 Journalisten versus 52 Journalistinnen) massiv überbesetzt, ansonsten werden sie – außer in der Kategorie 6 bis 10 Jahre – „schneller“ fix engagiert als ihre männlichen Kollegen.

Die unterschiedliche Dauer bis zur Fixanstellung (immerhin antworteten 90 Journalisten mit „keine Fixanstellung“), hat keinen signifikanten Einfluss auf die *Berufszufriedenheit*. Der Wunsch nach (beruflicher) *Veränderung* tendiert am intensivsten in Richtung Fixanstellung, hingegen ist der Wunsch nach einem Wechsel zu einem anderen Medium bzw. in ein anderes Berufsfeld wesentlich geringer ausgeprägt.

## Berufszufriedenheit

Somit stellt sich in weiterer Folge die Frage nach der Berufszufriedenheit, die alles in allem als (sehr) hoch (102-mal „sehr zufrieden“ und 142-

<sup>23</sup> 1=bis 20; 2=21 bis 30; 3=31 bis 40; 4=41 bis 50; 5=über 50.

<sup>24</sup> 1=bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501 bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

<sup>25</sup> „Gegen unterschiedliche Kollektivverträge von Journalisten und Onlineredakteuren wendet sich die Journalistengewerkschaft. 80 Prozent der Onlineredakteure schreiben Artikel, 60 Prozent führen Interviews, 30 Prozent besuchen regelmäßig Pressekonferenzen, zeigt eine von den Gewerkschaftern in

Auftrag gegebene Studie. Umgekehrt unterliegen nur 13,5 Prozent der angestellten Onlineredakteure dem Kollektivvertrag für Journalisten. Ziel ist die Gleichstellung mit Printmedien.“ (prie: *Gewerkschaft kritisiert Online-Kollektivverträge*. In: *Der Standard*, 29. Mai 2009.

<sup>26</sup> Ein Erklärungsansatz (neben dem Umstand, dass offensichtlich zögernder Fixanstellungen „vergeben“ werden) könnte die von Seiten der Arbeitgeber befürchtete „Flucht“ der Frauen in die Karenz sein.

mal „zufrieden“) bewertet wird. Sowohl was die Variable *Geschlecht* als auch *Alter* betrifft, gibt es keine signifikanten Differenzen. Ebenso verhält es sich mit dem *Bildungsniveau*. Mehr als bemerkenswert ist der Umstand, dass die *Nettobezahlung* keinen signifikanten Einfluss auf die Berufszufriedenheit ausübt. Auch die wöchentliche *Arbeitszeit* „lädt“ nicht auf diese Variable; das bedeutet, es besteht kein statistisch nachweisbarer Zusammenhang im Sinne einer Signifikanz. Dasselbe Resultat liefert die Korrelation mit den *Berufsjahren* (in der Medienbranche) und die *Anzahl der Arbeitgeber*. Merkbare Differenzen zeigt der Vergleich der Mittelwerte nach *Medientypen*.

	Summe	MW	Berufszufriedenheit <sup>27</sup>
	MW	Bezahlung <sup>28</sup>	
Print	210	1,7	3,86
Radio	24	1,67	4,08
TV	18	1,72	4,17
Online	42	1,83	3,62
Nachrichtenagentur	11	1,55	3,73

Hier heben sich vor allem Online- und Agenturjournalisten deutlich von den drei übrigen ab. Bei den Onlinejournalisten mag das mit einem anderen Kollektivvertrag zu tun haben; weder die *Anstellungsverhältnisse* noch die *Arbeitszeit* üben einen statistisch signifikanten Einfluss aus, um sie als Erklärung heranzuziehen. Auch der für Agenturjournalisten erhobene Wert überrascht einigermaßen, gibt es für diese doch de facto keinen Redaktionsschluss.<sup>29</sup>

Kaum Unterschiede hinsichtlich der Berufszufriedenheit lassen sich für Freie Mitarbeiter (MW 1,73), Pauschalier (MW 1,74) und Angestellte laut Kollektivvertrag (MW 1,73) ausmachen. Massiv davon weichen Angestellte über dem KV (mit einem Mittelwert von 1,55) und Angestellte unter KV (MW 1,90) ab. Somit bleibt festzuhalten, dass zwar die effektive Bezahlung keinen signifikanten Einfluss auf die Berufszufriedenheit ausübt, das Faktum aber, über bzw. unter dem

gesetzlichen Maß honoriert zu werden hingegen sehr wohl.

## „Auskommen“ mit Einkünften

Die nächste Tabelle quantifiziert die Frage nach dem beruflichen Status und dem „Auskommen“ mit den Einkünften auf Basis der Mittelwerte.

	Mittelwert <sup>30</sup>	
Freie Mitarbeit	66	2,39
Pauschalist	39	2,15
Angestellt lt. KV	93	1,99
Angestellt über KV	61	1,75
Angestellt unter KV	24	2,5

Hier zeigt sich eine „Zweiteilung“ der Journalisten auf Grund des beruflichen Status. Arbeitnehmer, die im Rahmen der gesetzlichen „Vollversorgung“ angestellt sind, kommen – wenig überraschend – mit ihren Einkünften wesentlich besser aus als die drei übrigen Berufsgruppen. Bemerkenswert bei letzteren ist, dass die jeweiligen Mittelwerte jenseits von zwei liegen, dass hier also die Tendenz in Richtung „schlecht“ zeigt und bei den unter KV-Bezahlten am stärksten (negativ) ausgeprägt ist.

Wie die obige Tabelle zeigt, herrscht ein nachvollziehbar plausibler Zusammenhang zwischen Anstellungsverhältnis und Auskommen mit den Einkünften. Hoch signifikant unterschiedlich ist diesbezüglich die Einschätzung bei Gratis- und Kaufmedienjournalisten: Erstere kommen mit ihrem Gehalt hoch signifikant schlechter aus als letztere. Wie die folgende Tabelle zeigt, differieren hier die Einschätzungen auch nach Medientypen ganz erheblich.

	Mittelwert <sup>31</sup>		Gratismedium	
Kaufmedium				
Print	2,11	31/14,8%	179/85,2%	
Radio	1,92	13/54,2%	11/45,8%	
TV	1,94	3/16,7%	15/83,3%	
Online	2,29	19/45,2%	23/54,8%	
Nachrichtenagentur			1,91	2/18,2%

<sup>27</sup> 1=sehr zufrieden; 2=zufrieden; 3=wenig zufrieden; 4=gar nicht zufrieden.

<sup>28</sup> 1=bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501 bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

<sup>29</sup> Damit ist gemeint, dass Agenturjournalisten in ihrer Rolle

als Informationsbereitsteller für Medien (je nach aktuellem Anlassfall) mehr oder minder rund um die Uhr verfügbar sein müssen.

<sup>30</sup> 1=sehr gut; 2=gut; 3=schlecht; 4=sehr schlecht.

<sup>31</sup> 1=sehr gut; 2=gut; 3=schlecht; 4=sehr schlecht.

9/81,8%

Was den Mittelwertvergleich betrifft, so ist eine „Zwei-Klassen-Gesellschaft“ festzustellen: Während Radio-, TV- und Agenturjournalisten mehr oder minder einen homogenen Block darstellen, sind die einschlägigen Werte für Print- und (vor allem) für Onlinejournalisten massiv schlechter. Diesen Umstand mit der Unterscheidung zwischen Gratis- und Kaufmedien zu argumentieren, scheint auf den ersten Blick bei den Onlinejournalisten schlüssig, allerdings widersprechen dem die Werte beim Medientyp Radio. Darüber hinaus differieren die Relationen Gratis- versus Kaufmedium zwischen Print-, TV- und Agenturjournalisten zu wenig, um als ausreichende Begründung herhalten zu können.

## Arbeitslosigkeit

191 von 265 (das entspricht 72 Prozent) der befragten Journalisten waren noch nie arbeitslos, was einem sehr hohen prozentuellen Wert entspricht.<sup>32</sup> Unter den restlichen 74 war mehr als die Hälfte ein Mal arbeitslos, wobei die Verweildauer (49 von 74 Nennungen) mit bis zu maximal einem halben Jahr eher gering war.

Dauer	Häufigkeit		
Noch nie	191	Noch nie	
191			
Weniger als 3 Monate	17	1 Mal	
42			
3 bis 6 Monate	32	2 Mal	21
6 bis 12 Monate	18	3 Mal	6
Länger	7	4 Mal	3
		Häufiger 1	

Hervorzuheben ist, dass Journalisten (in Summe 36) sowohl absolut als auch relativ häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen waren als Journalistinnen (27). Allerdings ist einschränkend hinzuzufügen, dass Frauen die Gruppe der „Freien“ klar dominieren und sich – sozialrechtlich – aus dieser beruflichen Position das Thema Arbeitslosigkeit als „Auftragslosigkeit“ ohne Anspruch auf Arbeitslosengeld darstellt.

Zwar korreliert das *Alter* der Befragten statistisch

nicht mit dem Faktum Arbeitslosigkeit, die Variable *Berufsjahre* tut es hingegen signifikant. Das bedeutet: Journalisten, die (zumindest ein Mal) arbeitslos waren, sind signifikant weniger lang im Berufsfeld Journalismus tätig. Konkret bedeutet dies, nicht eine lange Verweildauer erhöht das Risiko von Arbeitslosigkeit, sondern genau das Gegenteil ist der Fall. Mit anderen Worten: Je kürzer die Erwerbsbiographie ist, desto signifikant höher ist das Risiko einer unterbrochenen Erwerbsbiographie.

Das Faktum Arbeitslosigkeit ist unter Journalisten mit Pflichtschul- bzw. Lehrabschluss weit überproportional ausgeprägt – was dem allgemeinen Trend entspricht.

	Pflichtschule	Lehre	Matura
Studium Total			
Ja	3/60%	3/30%	19/17,6%
38/26,6%		63/23,8%	
Nein	2	7	88
202			105
Total	5	10	107
265			143

Bemerkenswert hoch (und leicht überdurchschnittlich) ist die Arbeitslosigkeit auch unter Journalisten mit Universitätsabschluss. Inwiefern dies mit einem journalistischen „Quereinstieg“ in Verbindung zu setzen ist, wird im nächsten Absatz geklärt.

Ja			
Ausschließlich learning by doing	22		
21,6%			
Auch learning by doing	26	25,5%	
Lehrredaktion	12	11,8%	
Einschlägiges Studium	18	17,6%	
Nicht einschlägiges Studium	11		
10,8%			
Berufsbegleitend	13	12,7%	

Weit überdurchschnittlich ist das Risiko der Arbeitslosigkeit in den ersten beiden Ausbildungskategorien. Betrachtet man nunmehr die Journalisten mit akademischen Abschlüssen, so schützt ein einschlägiges Studium keineswegs vor Arbeitslosigkeit – im Gegenteil: In dieser Gruppe

<sup>32</sup> Das sagt aber nichts darüber aus, ob Arbeitslosigkeit im Laufe des allgemeinen Berufslebens oder im Laufe des Journalistenlebens vorkam.

<sup>33</sup> Nicht auszuschließen ist bei dieser Frage, dass Arbeitslosigkeit nicht als Unterbrechung einer

Erwerbsbiographie, sondern der Umstand, nicht sofort nach einer Ausbildung in ein Beschäftigungsverhältnis übernommen worden zu sein, als Arbeitslosigkeit seitens der teilnehmenden Journalisten gedeutet wurde.

herrscht ein erhöhtes Risiko.<sup>33</sup>

## Aufstiegschancen

Der nächste zu untersuchende Punkt betrifft die Einschätzung der beruflichen Aufstiegschancen.

sehr gut	Gut	schlecht	sehr schlecht
12	108	131	14

Die Totalwerte signalisieren verhaltene Skepsis (summierte 45,3% positiv, 54,7% negativ). Während bezüglich der Einschätzung der persönlichen *Aufstiegschancen* kein statistisch signifikanter Geschlechterunterschied feststellbar ist, besteht zur Variable *Alter* ein hoch signifikanter Zusammenhang. Demnach schätzen jüngere Journalisten ihre Aufstiegschancen massiv besser ein als ältere. Dieser Befund widerspricht zum einen einer etwaigen „Generation Praktikum“, ist aber zum anderen (auch) dadurch plausibel zu erklären, dass mit zunehmendem Alter die Aufstiegschancen deshalb „schlechter“ eingeschätzt werden, weil der berufliche Aufstieg bereits geschafft ist. Zu diesem Ergebnis passt auch, dass zu den *Berufsjahren* in der Medienbranche ein positiv signifikanter Zusammenhang besteht.

	Mittelwert <sup>34</sup>
Ausschließlich learning by doing	2,62
Auch learning by doing	2,58
Lehrredaktion	2,42
Einschlägiges Studium	2,53
Nicht einschlägiges Studium	2,49
Berufsbegleitend	2,7

Diese Tabelle ediert die einschlägigen Mittelwerte. Nach der Selbsteinschätzung sehen Absolventen einer Lehrredaktion ihre Aufstiegschancen als am besten an, was möglicherweise damit zusammenhängt, dass der Übergang von der Lehrredaktion zu einem (wie auch immer gearteten) Beschäftigungsverhältnis ein innerbetrieblich-geradliniger ist. Am anderen Ende finden sich jene Journalisten, die auch (extern) berufsbegleitend ausgebildet wurden. Bemerkenswert ist wiederum der Umstand, dass einschlägig akademisch ausgebildete Journalisten ihre Chancen schlechter einschätzen als Absolventen nicht einschlägiger

Studien.<sup>35</sup>

Kein nachweisbarer Zusammenhang besteht zwischen monatlichem *Nettoeinkommen* und der Einschätzung der Zukunftschancen.

Wie die nächste Tabelle zeigt, rechnen sich Radio- und Onlinejournalisten die geringsten beruflichen Aufstiegschancen aus. Das ist bemerkenswert, gilt doch das Internet als das Medium der Zukunft. Dem ist allerdings ergänzend hinzuzufügen – Ausnahmen bestätigen die Regel – dass Online-Journalisten weniger Recherche im klassischen Sinne betreiben, sondern als „Contentwartungsjobber“ (Peter Kolb) zumeist redaktionelle Beiträge und/oder Agenturmeldungen verarbeiten. Eine weitere Erklärung könnte das geringste Durchschnittseinkommen in Bezug auf alle fünf untersuchten Medientypen sein.

	Mittelwert <sup>36</sup>
Print	2,54
Radio	2,75
TV	2,67
Online	2,71
Nachrichtenagentur	2,27

Das Gegenteil stellen Agenturjournalisten dar: Sie schätzen ihre Aufstiegschancen massiv besser ein.

Nach den Anstellungs- und Sozialverhältnissen geordnet, unterscheidet sich lediglich die Gruppe der Angestellten, die unter dem Kollektivvertragsniveau bezahlt werden, von den übrigen vier. Sie schätzen ihre *Aufstiegschancen* massiv schlechter ein. Es hat den Anschein, dass sie Teil eines journalistischen Berufssegmentes sind, das am „Ende der Fahnenstange“ angekommen ist. In diesem Zusammenhang ist noch darauf hinzuweisen, dass es sich im Schnitt bei ihnen keineswegs um eine altersresignierte Gruppe handelt; lediglich die Pauschalisierten sind noch jünger und die Freien Mitarbeiter sind im Durchschnitt (MW 2,95) gleich alt.

Bemerkenswert ist der Umstand, dass Journalisten ohne Fixanstellung ihre Aufstiegschancen nicht anders sehen als jene mit einem fixen Job. Hoch signifikant positiv ist der Zusammenhang mit der *Berufszufriedenheit*. Das bedeutet, dass intakte Aufstiegschancen integraler Bestandteil der Bewertung der eigenen Zufriedenheit sind,

<sup>34</sup> 1=sehr gut; 2=gut; 3=schlecht; 4=sehr schlecht.

<sup>35</sup> Das mag (auch) damit zusammenhängen, dass die Themen Berufseinstieg, Aufstiegschancen usw. im Verlauf

von Studium und/oder Praktika thematisiert wurden und darauf diesbezügliche Einschätzungen basier(t)en.

<sup>36</sup> 1=sehr gut; 2=gut; 3=schlecht; 4=sehr schlecht.

was aber auch nicht wirklich überrascht.

## Freizeit

Etwas mehr als 63 Prozent der Journalisten sind mit ihrem Maß an *Freizeit* „(sehr) zufrieden“ (MW 2,33). Das ist angesichts der Tatsache, dass 66 Prozent der untersuchten Stichprobe mehr als 40 Stunden pro Woche arbeiten, ein doch überraschend hoher Wert.

Die folgende Tabelle gleicht die drei Variablen *Zufriedenheit mit der Freizeit*, *Wochenarbeitszeit* und *Monatsgehalt* auf Basis der Mittelwerte ab.

	Freizeit/Zufriedenheit <sup>37</sup>		Arbeitszeit <sup>38</sup>
	Monatsgehalt <sup>39</sup>		
Freie Mitarbeit	2,11	3,79	2,85
Pauschalist	2,33	4,67	3,67
Angestellt lt. KV	2,43	4,99	4,14
Angestellt über KV		2,38	5,03
	4,72		
Angestellt unter KV		2,6	5,25
	3,55		

Dass das Maß an Zufriedenheit mit der Wochenarbeitszeit und dementsprechender Honorierung (positiv) korreliert, ist einleuchtend. Fraglich ist, ob Freie Journalisten mit der erhobenen geringsten Arbeitszeit tatsächlich „glücklich“ sind, oder ob es sich hierbei nicht um unfreiwillige Unterbeschäftigung handelt. Der Fokus der Analyse sei aber auf die Gruppe der Angestellten unter dem Kollektivvertrag gelegt. Diese weisen nämlich diesbezüglich die geringste Zufriedenheit auf, arbeiten im Schnitt am meisten und werden fast am schlechtesten honoriert.

## Geschäfts- und Finanzierungsmodell

Insgesamt arbeiten 60 der befragten Journalisten bei Gratis-, der Rest (205) bei Kaufmedien, wobei sich das Geschlechterverhältnis der Stichprobe beinahe 1:1 abbildet. Mit der Variable Alter sind keine Signifikanten auszumachen.

Die folgende Tabelle zeigt, wie sich die unterschiedlichen Ausbildungswege in den unter-

schiedlichen Geschäfts- bzw. Finanzierungsmodellen niederschlagen.

	Gratismedium	Kaufmedium
Verhältnis		
Ausschließlich learning by doing	22	
55	1:2,5	
Auch learning by doing	21	109
1:5,2		
Lehrredaktion	7	43
1:6,1		
Einschlägiges Studium	20	82
1:4,1		
Nicht einschlägiges Studium		5
40	1:8	
Berufsbegleitend	9	35
1:3,9		

Die höchste Wahrscheinlichkeit, bei einem Gratismedium zu „landen“, ist für die Ausbildungstypen „Ausschließlich learning by doing“, „Berufsbegleitend“ und „Absolventen einschlägiger Studien“ auszumachen. Möglicherweise erfolgt der journalistische Einstieg bei einem Gratismedium und bedeutet in der Folge auch schon, das Ende der beruflichen Fahnenstange erreicht zu haben.

Im Gegensatz dazu landen Absolventen nicht einschlägiger Studien sowie Absolventen einer Lehrredaktion (die möglicherweise direkt übernommen werden) signifikant häufiger bei Kaufmedien.

Hochsignifikant unterschiedlich ist die *Honorierung*. Während Gratismedien einen Mittelwert von 3,3 (dem entspricht ein monatliches Nettogehalt in der Kategorie 1.001 bis 1.500 Euro) ausweisen, liegt der Mittelwert bei Kaufmedien bei 4,0, also in der Kategorie 1.501 bis 2.000.<sup>40</sup> Dass Journalisten von Gratismedien hoch signifikant schlechter mit ihren *Einkünften auskommen*, versteht sich in diesem Kontext fast von selbst. Ist der statistische Zusammenhang bei der Nettoentlohnung ein hoch signifikanter, so ist er hinsichtlich der *Arbeitszeit* nur signifikant und in Bezug auf die Zufriedenheit mit dem Maß an *Freizeit* nicht signifikant.

Sofern es die *Altersverteilung* betrifft, haben Journalisten bei Gratismedien hoch signifikant weniger *Berufserfahrung*, was angesichts nicht existie-

<sup>37</sup> 1=sehr zufrieden; 2=zufrieden; 3=wenig zufrieden; 4=gar nicht zufrieden.

<sup>38</sup> 1=bis 10; 2=11 bis 20; 3=21 bis 30; 4=31 bis 40; 5=41 bis 50; 6= mehr als 50 Wochenstunden.

<sup>39</sup> 1= bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501

bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

<sup>40</sup> Darüber hinaus wurde nur mehr die Kategorie „mehr als 2.000“ abgefragt, in der sich mit 92 Antworten die relative Mehrheit der Zuordnungen befand.

render Signifikanzen mit der Variable *Alter* bemerkenswert ist. Somit können die divergierenden Berufsjahre als (ein) Indikator zur Erklärung der hoch signifikant unterschiedlichen Entlohnung dienen.

Wie die folgende Tabelle belegt, ist – in der Grundverteilung zumindest – der dominante „Verkaufstyp“ eindeutig das Kaufmedium.

	Gratismedium	Kaufmedium
Print	31/14,8%	179/85,2%
Radio	13/54,2%	11/45,8%
TV	3/16,7%	15/83,3%
Online	19/45,2%	23/54,8%
Nachrichtenagentur	2/18,2%	9/81,8%

Überraschend ist auch der Umstand, dass die Zuordnung „Kaufmedium“ auch im Bereich Online dominiert, obwohl nicht so eindeutig wie bei den anderen Medientypen. Das ist deshalb bemerkenswert, da sich hier das Geschäftsmodell „pay for content“ sehr zögerlich – wenn überhaupt – durchsetzt. Der höchste Anteil im Bereich Gratismedium bei Radiojournalisten kann zum einen mit dem eingangs erwähnten Verteiler der Studie (und damit mit dem Return) zu tun haben, zum anderen kann er aber auch Ausdruck der ab 1995 bzw. 1997 ein- und durchgeführten Liberalisierung des Radiomarktes zu tun haben.

Die nächste Tabelle zeigt die Verteilung entlang der Dimensionen berufliche Position/sozialrechtlicher Status.

	Gratismedium	Kaufmedium
Freie Mitarbeit	22/33,9%	43/66,1%
Pauschalist	8/25,8%	31/74,2%
Angestellt lt. KV	17/18,3%	76/81,7%
Angestellt über KV	6/9,8%	55/90,2%
Angestellt unter KV	11/55%	9/45%

Wie aus der Prozentverteilung hervorgeht, dominieren Kaufmedien eindeutig als Arbeitgeber (im weitesten Sinn). Die Ausnahme bilden die unter dem KV-Niveau arbeitenden Angestellten, die bei den Gratismedien die absolute Mehrheit stellen. Obwohl diese Gruppe – wie bereits oben festgehalten – sich durch überdurchschnittliche Arbeitszeiten, aber unterdurchschnittliche Bezah-

lung auszeichnet, reicht allein die Quantität innerhalb der Stichprobe nicht aus, die Einkommensunterschiede zu erklären. Auf Basis der relativen Häufigkeiten heben sich gemäß und über KV-Bezahlte bei den Kaufmedien deutlich ab.

## Einkünfte aus journalistischer Tätigkeit

Wie bereits weiter oben ausgeführt, werden Journalisten – im Schnitt – nicht schlecht bezahlt. Die nächste Tabelle zeigt den prozentuellen Anteil von Einkünften aus journalistischer Arbeit am Gesamteinkommen.

Bis 20%	10
21 bis 40%	4
41 bis 60%	6
61 bis 80%	6
81 bis 90%	20
91 bis 100%	219

Wie ihr zu entnehmen ist, „lebt“ die überwältigende Mehrheit (239 von 265 oder 90,2%) der befragten Journalisten (fast ausschließlich) von journalistischen Einkünften.<sup>41</sup>

Zwischen Journalistinnen und Journalisten bestehen ebenso keine signifikanten Unterschiede bezogen auf die Variablen *Alter*, *Berufsjahre im Journalismus* und *Anzahl journalistischer Arbeitgeber*.

Wenig überraschend (auch angesichts der obigen Tabelle) korreliert diese Variable hoch signifikant mit den Nettoeinkünften aus journalistischen Tätigkeiten. Das heißt, je höher diese sind, desto höher ist auch der Anteil am Gesamteinkommen. Geordnet nach den beruflichen Positionen der Journalisten und wiederum in Zusammenhang mit den bereits oben ausgewerteten Variablen, ergibt sich folgendes Gesamtbild:

<sup>41</sup> Das entspricht ziemlich genau den 231 Journalisten, die angeben, mehr als 31 Stunden pro Woche zu arbeiten.

<sup>42</sup> 1=bis 20%; 2=21 bis 40%; 3=41 bis 60%; 4=61 bis 80%; 5=81 bis 90%; 6=91 bis 100%.

<sup>43</sup> 1=bis 10; 2=11 bis 20; 3=21 bis 30; 4=31 bis 40; 5=41 bis 50; 6=mehr als 50 Wochenstunden.

<sup>44</sup> 1=bis 500; 2=501 bis 1.000; 3=1.001 bis 1.500; 4=1.501 bis 2.000; 5=mehr als 2.000.

	Gesamteinkommen <sup>42</sup>		Arbeitszeit <sup>43</sup>
	Nettoeinkommen <sup>44</sup>		
Freie Mitarbeit	4,56	3,79	2,85
Pauschalist	5,74	4,67	3,67
Angestellt lt. KV	5,95	4,99	4,14
Angestellt über KV		5,79	5,03
4,72			
Angestellt unter KV		5,9	5,25
3,55			

Eindeutig am unteren Ende der Skala liegen Freie Journalisten. Der prozentuelle Anteil journalistischer Einkünfte an den Gesamteinkünften ist ebenso weit unterdurchschnittlich wie ihre Nettoeinkünfte aus journalistischen Tätigkeiten. Damit korrespondiert auch ihr Arbeitsaufwand; ob dieser unterdurchschnittliche Wert ein freiwilliger oder ein unfreiwilliger ist, kann wegen nicht vorhandener Daten nicht beantwortet werden. Am anderen Ende finden sich Journalisten, die nach bzw. unter dem KV bezahlt werden. Bei ersteren ist das insofern „stimmig“, als sie sowohl bei der Arbeitszeit als auch bei der Bezahlung überdurchschnittlich liegen. Letztere hingegen befinden sich in einer doppelten „Falle“: Sie leben fast zu hundert Prozent von journalistischen Einkommen, leisten dafür am meisten Arbeitszeit und werden am zweitschlechtesten (Mittelwert 3,55) bezahlt.

## Zusammenfassung und (Forschungs-)Ausblick

An der ausgewerteten Umfrage nahmen 129 Journalistinnen (48,7%) und 136 Journalisten (51,3%) teil, wobei knapp 69 Prozent Print-Journalisten waren.

Journalisten verdienen überdurchschnittlich gut, wobei – diesbezüglich stellt dieses Berufsfeld keine Ausnahme dar – Journalistinnen hoch signifikant weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen. Journalistinnen sind in den Berufskategorien *Freie Mitarbeiter* und *Angestellte unter Kollektivvertrag* massiv über-, in den Berufsgruppen *Pauschalisten*, *Angestellte laut* und *über Kollektivvertrag* massiv unterrepräsentiert. Bemerkenswert ist der Umstand, dass kein Zusammenhang zwischen (formalem) Bildungsniveau und Einkommen besteht. Am schlechtesten entlohnt werden

Onlinejournalisten, wo hingegen TV-Journalisten am besten verdienen.

Außerordentlich hoch ist das Ausmaß an Berufszufriedenheit mit einem Durchschnittswert von 1,7 auf einer vierstufigen Skala. Sowohl die Nettoeinkünfte als auch die durchschnittliche Wochenarbeitszeit bewirken keinen statistisch nachweisbaren Effekt auf das Ausmaß an Zufriedenheit. Am zufriedensten zeigen sich Agenturjournalisten, die geringste Zufriedenheit ist unter den Onlinejournalisten auszumachen. Dasselbe gilt für *über* und *unter dem Kollektivvertrag* entlohnte Angestellte.

Zwar kommen 200 von 265 Journalisten, das sind 75 Prozent, (sehr) gut mit ihrem Gehalt aus, allerdings zeigen die jeweiligen Mittelwerte von mehr als 2 (auf einer vierstufigen Skala) unter den *Pauschalisten* (2,15), *Freien Mitarbeitern* (2,39) und *Angestellten unter KV* (2,5) doch eindeutige Problemzonen auf.

Zur Unterscheidung nach dem Geschäftsmodell, also *Gratis-* versus *Kaufmedien*, ist festzuhalten, dass Gratismedien die journalistische(n) Leistung(en) hoch signifikant schlechter honorieren als Kaufmedien, dementsprechend ist es auch um das Auskommen mit dem Gehalt bestellt. Journalisten bei Gratismedien sind signifikant weniger zufrieden und bei diesem Geschäftsmodell stellen – als einziger Entlohnungstyp – *Angestellte unter KV* die absolute Mehrheit.

Es wurde – wenn man den Fokus auf etwaige Prekarisierungspotenziale im Journalismus legt – im Lauf der Analyse mehrmals auf die Gruppe der *Freien Journalisten* und die *unter dem gesetzlichen Kollektivvertrag* Bezahlten hingewiesen. Pointiert lassen sich diese zwei Gruppen folgendermaßen zusammenfassen:

*Freie Journalisten* verdienen im Schnitt am wenigsten, arbeiten (ob freiwillig oder unfreiwillig sei dahingestellt und lässt sich aus dem Datenmaterial nicht herauslesen) am wenigsten, wären am stärksten von einer möglichen Klage bedroht und „verkaufen“ darüber hinaus PR am häufigsten als journalistische Eigenleistung.

*Angestellte unter KV* verdienen weniger als Pauschalier, arbeiten im Schnitt am meisten von den fünf ausgewerteten Gruppen, kommen am schlechtesten mit ihrem Einkommen aus, stehen

<sup>45</sup> Vgl. Washietl, Engelbert: *Das Ende des Kollektivvertrages*. In: *Der Österreichische Journalist* 8-9/2009, S. 26-31; Ders.: *Ein Krisen-KV wäre gefährlich*. In: Ebd., S. 32.

<sup>46</sup> Vgl. Müller, Albrecht: *Meinungsmache. Wie Wirtschaft, Politik und Medien uns das Denken abgewöhnen wollen*.

München 2009; Sittinger, Ernst: *Das Ende des Journalismus. Plädoyer für einen bedrohten Beruf*. Graz 2005; Ders.: *Jö, der Herr Redaktör!* In: *Die Presse (Spektrum)*, 3. September 2005.

am stärksten unter dem Druck von PR und Geschäftsführung und stellen bei Gratismedien die absolute Mehrheit.

Wie eingangs erwähnt, handelt es sich bei der Umfrage um ein Pilotprojekt. Sofern es weitergehende Forschungen betrifft, seien an dieser Stelle abschließend einige Desiderata angeführt.

1. Es wäre eine Einbettung in bzw. ein Vergleich der ausgewerteten Themenfelder mit andere(n) vorliegende(n) externe(n) Studien wie zum Beispiel zu der Einkommensverteilung zwischen Männern und Frauen, deren Arbeitszeiten, der Arbeitszufriedenheit oder deren jeweilige Beschäftigungsausmaße bzw. Beschäftigungsverhältnisse vonnöten.

2. Dasselbe gilt für den Aspekt der Generationenvergleiche.

3. Dringend angeraten erscheinen dem Verfasser Tiefeninterviews in Bezug auf sämtliche Medien-, Beschäftigungs- und Finanzierungstypen. Die – das sei an dieser Stelle summarisch angemerkt – von den Studierenden im Sommersemester 2007 durchgeführten qualitativen Befragungen oszillieren zwischen völliger Ignoranz, Ironie, Zynismus, Desillusionierung und Resignation der Befragten.

4. Weiters wäre zu erforschen, wie sehr sich die von Verlegerseite angestrebte „Revision“ des Journalistenkollektivvertrages sowohl positiv als auch negativ für die „Zunft“ auswirken könnte bzw. wird.<sup>45</sup>

5. Schließlich – das eingangs verwendete Rohrer-Zitat deutet die Richtung an – wird/würde zu untersuchen sein, inwiefern die Kontrollfunktion der Medien als „Vierte Gewalt“ hier nicht systematisch verunmöglicht wird, wobei – siehe Finanzkrise – dies nicht auf die Politikberichterstattung zu reduzieren ist.<sup>46</sup>

**Heinz P. WASSERMANN (1964)**

Mag. Dr.; Studium der Betriebswirtschaftslehre, Geschichte und Sozialkunde, Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Universität Graz. Lehrender am Studiengang „Journalismus und Unternehmenskommunikation“/„Journalismus und PR“ an der FH JOANNEUM. Zuletzt gemeinsam mit Dieter A. Binder „Die steirische Volkspartei oder die Wiederkehr der Landstände“ (2008, Leykam).

E-mail: heinz.wassermann@fh-joanneum.at

## Rezensionen

KLAUS ARNOLD, MARKUS BEHMER, BERND SEMRAD (HRSG.): *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Berlin / Münster: LIT Verlag 2008, 458 Seiten

Wie kann der Übergang von einer Geschichte der Presse und der Medien zu einer Geschichte der (öffentlichen) Kommunikation gelingen? Welche Theorien und Methoden sind für ein solches anspruchsvolles Vorhaben, das der Bedeutung historischer Prozesse im Bereich der massenmedial vermittelten Kommunikation gerecht wird, geeignet? Welche Überschneidungs- und Verbindungslinien besitzt ein notwendigermaßen interdisziplinär angelegtes Fach wie das der Kommunikationsgeschichte zur Zeitgeschichte? Kurzum: Welche Zwischenbilanz kann hinsichtlich der Lage der historischen Kommunikationsforschung gezogen werden?

Das alles sind Fragen, die im Mittelpunkt des internationalen Symposiums „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ standen, das Mitte Mai 1986 in Wien stattfand und von der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ gemeinsam mit der damals neu gegründeten „Österreichischen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ organisiert worden war.<sup>1</sup> Nachdem sich die Zeitungswissenschaft als Vorläuferdisziplin der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Rahmen ihres Institutionalisierungsprozesses zuvorderst mit historischen Untersuchungen, die zumeist in Form von Dissertationen erfolgten<sup>2</sup>, beschäftigt hatte, brachte es die sich auf amerikanische Vorbilder berufende sozialwissenschaftliche Wende der Disziplin seit Anfang der sechziger Jahre mit sich, dass historische Perspektiven und Fragestellungen nachdrücklich zugunsten einer rein gegenwartsorientierten, empirisch fundierten und quantifizierbaren Forschung an Gewicht verloren.<sup>3</sup> Die Wiener Tagung, auf der sich neben den engeren Repräsentanten des Faches auch Vertreter verwandter Disziplinen zusammenfanden, sollte

dem beobachteten Prozess der Enthistorisierung damals nicht nur entgegenwirken, sondern einer zu schreibenden Kommunikationsgeschichte im Rahmen eines breit angelegten wissenschaftlichen Diskurses dezidiert den Weg weisen.<sup>4</sup>

Fast zwanzig Jahre später, im Januar 2006, kam es in Wien erneut zu einem Zusammentreffen zahlreicher maßgeblicher Kommunikationshistoriker – und noch immer waren es ähnliche Fragestellungen, die trotz der rasanten medialen Entwicklungen mitsamt einem „neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Kurt Imhof), die Szenerie prägten. Unter dem Arbeitstitel „Theorien und Methoden der Kommunikationsgeschichte“ wurden auch dieses Mal in durchaus resümierender Absicht der Zustand der Disziplin beleuchtet und die unsicheren Perspektiven einer unter immensen Legitimationsdruck stehenden Kommunikationsgeschichtsforschung („Brauchen wir noch Kommunikationsgeschichte?“) mit Blick in die Zukunft ausgelotet.

Bei dem hier rezensierten Band handelt es sich nun einerseits um die um einige Aufsätze erweiterte Verschriftlichung der dort gehaltenen Vorträge, wobei der Anspruch der Herausgeber Klaus Arnold, Markus Behmer und Bernd Semrad andererseits über die Veröffentlichung eines gewöhnlichen Tagungsbandes deutlich hinausgeht. Laut Aussage der Herausgeber soll der Band nämlich nichts weniger als die Stellung eines „diskursiven Hand- und Lehrbuches“ einnehmen, das „in zweifacher Hinsicht Neuland zu betreten“ (S. 10) versucht. Das Buch beabsichtigt damit, endlich die elementare Lücke zu schließen, die im Feld der historischen Kommunikationsforschung hinsichtlich eines grundlegenden theoretischen und methodischen Lehrbuches, das gleichzeitig den Stand der aktuellen Forschungsdiskussion reflektiert, in der Tat bestanden hat. Adressiert ist der Band sowohl an die entsprechenden Fachvertreter als auch an Studierende, denen ein Einblick in ein „dynamisches Forschungsfeld“ (S. 14) geboten werden soll. Dies ist ein hehrer Anspruch, der – trotz der Einschränkung der Herausgeber, das

<sup>1</sup> Vgl. den entsprechenden Tagungsband Bobrowsky, Manfred / Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. München 1987.

<sup>2</sup> Vgl. diesbezüglich die Übersichten: Franzmeyer, Fritz / Heide, Walther (Hrsg.): *Presse-Dissertationen an deutschen Hochschulen 1885-1938. Auf Grund der Jahresverzeichnisse der deutschen Hochschulschriften und der Verzeichnisse für die Ostmark und das Protektorat Böhmen*. Leipzig 1940; Spiess, Volker: *Verzeichnis deutschsprachiger*

*Hochschulschriften zur Publizistik: 1885 – 1967*. Berlin 1969.

<sup>3</sup> Vgl. Löblich, Maria: *German 'Publizistikwissenschaft' and its shift from a humanistic to an empirical social scientific discipline: Elisabeth Noelle-Neumann, Emil Dovifat and the 'Publizistik' debate*. In: *European journal of communication*, Jg. 22 (2007), Nr. 1, S. 69-88.

<sup>4</sup> Vgl. Langenbacher, Wolfgang R.: *Vorwort*. In: Bobrowsky / Langenbacher, *Wege zur Kommunikationsgeschichte*, S. 16.

überaus heterogene Buch sei als diskursives Handbuch „nicht auf Vollständigkeit angelegt“ (S. 11) – erst einmal eingelöst werden muss.

Dass dies an den allermeisten Stellen gelingt, kann getrost hervorgehoben werden. In seinen stärksten Momenten schafft es der in zwei Abschnitte unterteilte Band, eine Vorstellung davon zu geben, in welche (theoretischen) Richtungen sich eine interdisziplinär orientierte Kommunikationsgeschichte entwickeln könnte (1. Teil „Theoretische Positionen“) sowie einen anschaulichen Einblick in die grundlegenden Methoden und Werkzeuge (2. Teil), ohne deren Hilfestellung jegliche Theorie reine Hülse bliebe, zu geben.

Der erste Teil setzt mit einem Beitrag Horst Pöttkers ein, der sich dem grundlegenden Problem der Zukunft der Kommunikationsgeschichtsforschung mit der provozierenden Frage „Brauchen wir noch (Kommunikations-)Geschichte?“ widmet. So berechtigt eine solche Polemik auch sein mag, so verweist dieser bereits an anderer Stelle erschienene Aufsatz doch auf grundsätzliche Bedenken, die einem bei der Lektüre mehrerer Aufsätze dieses Hand- und Lehrbuches kommen. Problematisch erscheint dabei noch weniger eine teilweise unzutreffende Darstellung der Geschichte der Zeitungswissenschaft bezüglich ihrer Funktion in der Journalistenausbildung – anders als Pöttker schreibt, wick die Berufsorientierung der Zeitungswissenschaft eben gerade nicht in der NS-Zeit, als der Zeitungswissenschaft unter Federführung des DZV-Präsidenten Walther Heide im Rahmen des Schriftleitergesetzes eine neue Zuständigkeit für die Schriftleiterausbildung übertragen wurde –,<sup>5</sup> als ein merkwürdig verzerrtes Bild der aktuellen Situation in der deutschen Geschichtswissenschaft. Handelt es sich bei dieser tatsächlich um eine rein positivistisch vorgehende Geisteswissenschaft, die theoretische Modelle mit- samt ihrer empirischen Anwendung noch immer als eine Art Fremdkörper auffasst? Der unbedarfte Leser dieses Bandes bekommt leicht diesen Eindruck, der wohl vor allem aus dem verständlichen Bemühen einiger Autoren resultiert, sich nicht dem Vorwurf einer mangelnden sozialwissenschaftlichen Fundierung von Seiten einer in erster Linie auf quantifizierbare Empirie setzenden

Kommunikationswissenschaft aussetzen zu müssen.<sup>6</sup>

Weit überzeugender sind indes Versuche wie derjenige des mit zwei Beiträgen vertretenen Rainer Gries, eine bisher zu kurz gekommene Dreierbeziehung zwischen „Kultur, Kommunikation und Geschichte“ auszumachen, um aus einer „Verbindung von kommunikations- und kulturgeschichtlichen Zugriffen eine Brücke zwischen den beiden Wissenschaftsparadigmen zu bilden“ (S. 46 f.). Gries' weitere Ausführungen stellen den Versuch dar, den Weg zu einer „Kulturgeschichte des Kommunizierens“ zu ebnen, die sowohl den die Debatte in der Geschichtswissenschaft bestimmenden „cultural turn“ als auch die Aufwertung des Bereichs der interpersonalen Kommunikation in der Kommunikationswissenschaft berücksichtigt. Eine solche zunächst nur skizzierte „Kulturgeschichte des Kommunizierens, die sich als Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte verstehen will“ (S. 53), bringt das Fach ebenso sehr voran wie eine fundierte Beschäftigung mit dem all zu oft nur unzureichend adaptierten Riepl'schen „Gesetz“ (Wolfram Peiser: „Riepl's ‚Gesetz‘ von der Komplementarität alter und neuer Medien“) oder Stefanie Averbeks instruktive Darlegungen hinsichtlich eines „triadischen Epistemologiebegriffes“ (Stefanie Averbek: „Zur Methodologie fach- und theorien-historischer Forschung. Triadischer Epistemologiebegriff“). Gerade Averbeks Aufsatz zeigt, wie überaus anregend ein weitgefaster Rückgriff auf verschüttete (Karl Mannheim) bzw. benachbarte Wissenschaftskulturen (französische Wissenschaftssoziologie, Kuhns Paradigmenmodell) zur Entwicklung eines eigenen Modelles sein kann, das in diesem Fall in der Lage sein soll, die Fach- und Theoriengeschichte der Disziplin (der Kommunikationswissenschaft) in einem umfassenden Sinne zu erforschen.

Seine volle Kraft als (studentisches) Lehrbuch entfaltet der Band in seinem zweiten Abschnitt, der sich nun weniger mit einzelnen theoretischen Positionen als mit kommunikationsgeschichtlichen „Methoden und Werkzeugen“ auseinandersetzt. Wer jemals ein einführendes Propädeutikum in die Kommunikationswissenschaft gehalten hat, wird ermessen können, wie erforderlich

<sup>5</sup> Vgl. Averbek, Stefanie: *Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927–1934*. Münster 1999, S. 142 f.

<sup>6</sup> Vgl. *Kommunikation und Medien in der Gesellschaft: Leistungen und Perspektiven der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Eckpunkte für das Selbstverständnis der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für*

*Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) verabschiedet auf der Mitgliederversammlung am 1. Mai 2008 in Lugano*, S. 2. In:

[www.dgpuk.de/index.cfm?id=3376](http://www.dgpuk.de/index.cfm?id=3376), (8. Februar 2010); zur Diskussion in der Geschichtswissenschaft vgl. jüngst Iggers, Georg G.: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*. Neuausgabe Göttingen 2007.

eine solche überblicksartige Hilfestellung für die Mehrzahl der Studierenden ist, denen zumeist jegliche Vertrautheit mit den Grundlagen der Quellenkunde fehlt. Gerade der von Edgar Lersch und Rudolf Stöber verfasste Beitrag zu „Quellenüberlieferung und Quellenrecherche“, der nebst einem umfangreichen Literaturverzeichnis auch über eine ansehnliche Übersicht bezüglich der verschiedenen existierenden Quellentypen und ihrer Fundorte verfügt, kann hier als exemplarisch herausgestellt werden. Gleiches gilt aber ebenfalls für die weiteren Beiträge, die sich mit „Quantitativen Verfahren in der Kommunikationsgeschichte“ (Jürgen Wilke), der Methode der Oral history und ihrer Probleme (Markus Behmer), der „qualitativen Diskursanalyse“ (Christoph Classen), der „Methoden der historischen Mediennutzungsforschung“ (Michael Meyen) oder dem „kategoriengeleiteten Vorgehen am Beispiel der Fachgeschichte“ (Maria Löblich) auseinandersetzen.

Dass auch hier überzeugende und weniger überzeugende Beiträge zu finden sind, gehört zu einem solchen Band wohl zwangsläufig dazu und schmälert den insgesamt gelungenen Gesamteindruck nicht. Vielmehr könnte sich gerade hieraus ein Anreiz ergeben, die Dinge auf dem Feld einer interdisziplinär angelegten, keine Verbindungslinien scheuenden, Kommunikationsgeschichtsforschung weiter voranzutreiben. Auch und gerade im Rahmen eines theoretischen Diskurses, der sich eine Offenheit für vielfältige Konzepte bewahrt.

Hendrik Wagner

BEXXX: Paxxxberg. Wiesxxx 2008, 747 Seiten

xxx

Pxxx

MICHAXXRDT: *Zwischen*

xxx

Ulxxx







# Wasser marsch: Sauberer Strom aus rotweißbroten Quellen

Der Verbund setzt auf heimische Wasserkraft



„Klimaschutz ist eine unserer größten Herausforderungen. Wir arbeiten an Lösungen.“

Verbund-Chef Wolfgang Anzengruber

**Naturkatastrophen in aller Welt zeigen uns: Für den globalen Klimaschutz ist es 5 vor 12. Der Verbund, Österreichs führendes Elektrizitätsunternehmen, setzt nicht erst jetzt, sondern traditionell auf grüne, erneuerbare Energieträger. Der rotweißbrote Energiekonzern liefert nicht zuletzt seinen Privatkunden sauberen Strom aus reiner heimischer Wasserkraft: Zur Sicherheit auch mit TÜV-Garantie.**

Weltweit entstehen gewaltige Mengen an Treibhausgasen bei der Stromproduktion aus

fossilen Energieträgern. Dagegen fällt bei der Erzeugung von Strom aus erneuerbaren Quellen, wie Wasser- oder Windkraft, Sonnenstrahlung, Biomasse oder Erdwärme, kein zusätzliches CO<sub>2</sub> an. Deshalb heißt diese elektrische Energie auch „Grünstrom“ oder „Ökostrom“.

Zwei Drittel des Stroms in Österreich werden aus heimischer Wasserkraft gewonnen; mehr als die Hälfte davon kommt vom Verbund. Im Sinne der Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstosses ist Wasser in Österreich derzeit die wichtigste erneuerbare Energiequelle.

## Was kann ich beitragen?

Eine klare Mehrheit der österreichischen Bevölkerung spricht sich für die Nutzung der heimischen Wasserkraft zur Energiegewinnung aus. Doch fragen sich viele Konsumenten, was sie persönlich zum Schutz des Klimas und damit unserer Umwelt beitragen können. Die Antwort: bewusst mit der wertvollen Energieform „Strom“ umgehen!

## Premium-Strom konsumieren!

Neben einem bewussten, effizienten Umgang mit Energie im Alltag ist die bewusste Kaufentscheidung für „Premium“-Strom aus erneuerbaren Quellen ein wichtiger Beitrag zum Klimaschutz. Der Verbund gewinnt nicht nur fast 90 % seines Stroms in Österreich aus rotweißroter Wasserkraft, aus dieser Energiequelle verkauft das Unternehmen auch an seine Haushaltskunden garantiert 100 % Grünstrom.

## TÜV-Garantie für „Ökostrom“- was bedeutet das?

Wie kann ich als Endverbraucher sicher sein, dass der gelieferte Strom auch wirklich sauber ist? Damit nicht jeder Stromanbieter sein Produkt als so genannten „Ökostrom“ aus erneuerbaren Quellen verkaufen kann, haben die renommierten Technischen Überwachungs-Vereine ein TÜV-Zertifikat und rigide Vergaberichtlinien sowie strenge Kontrollen erarbeitet. Der Stromanbieter hat – wenn er dieses Zertifikat führen darf – nachgewiesen, dass er Strom aus erneuerbaren Quellen bereitstellt und liefert. Die bekannte Schutzmarke TÜV steht somit für Sicherheit und Unabhängigkeit. Wo TÜV draufsteht, ist auch garantiert drin, was versprochen wurde.

 **Verbund**

# NEUERSCHEINUNG



Klaus Arnold, Markus Behmer, Bernd Semrad (Hg.)

## Kommunikationsgeschichte

Positionen und Werkzeuge.  
Ein diskursives Hand- und Lehrbuch

LIT

**Klaus Arnold, Markus Behmer,  
Bernd Semrad (Hg.):**

## **Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch.**

(= Kommunikationsgeschichte Band 26.)  
Münster: LIT 2008.

Was sind die Ziele historischer Kommunikationsforschung? Über welche Theorien wird in der Kommunikationsgeschichte diskutiert? Welche Methoden eignen sich für die Erforschung historischer Fragestellungen? Das Lehr- und Handbuch informiert über den aktuellen theoretischen Diskurs und die zentralen Werkzeuge, die zur historischen Erforschung der öffentlichen Kommunikation und der Fachgeschichte herangezogen werden können. Der thematische Bogen spannt sich von der Kulturwissenschaft und Systemtheorie über Biographismus und Genderforschung bis hin zu quantitativen und qualitativen Analyseverfahren. Mit Beiträgen von Horst Pöttker, Rainer Gries, Kurt Imhof, Klaus Arnold, Rudolf Stöber, Wolfram Peiser, Wolfgang R. Langenbacher, Susanne Kinnebrock, Edgar Lersch, Jürgen Wilke, Markus Behmer, Christoph Classen, Michael Meyen, Hans Bohrmann, Josef Seethaler, Maria Löblich und Stefanie Averbek.

**464 S., geb., EUR 39,90  
ISBN 978-3-8258-1309-3**

Bei Unzustellbarkeit  
bitte zurück an:

**medien & zeit**

Schopenhauerstraße 32  
A-1180 Wien

Erscheinungsort Wien,  
Verlagspostamt 1180 Wien,  
2. Aufgabepostamt 1010 Wien